Neue Biographien der Selbstmörder

von

Albrecht.

Zweiter Band.

Neue Auflage.

Frankfurt und Leipzig. 1800.

Vorrede.

Weder demüthig und kriechend, noch auch vorlaut, erscheine ich hier mit dem zweiten Theile meiner Biographien der Selbstmörder.

Ich betheure hier noch einmal, daß sie nur Wahrheiten zum Grunde haben. Daß ich die Quellen nicht angebe, aus denen ich sie geschöpft, das wird man mir um so weniger verdenken, da ich troz meiner Vorsicht schon unangenehme Auftritte über den ersten Theil gehabt habe. Man wird oft misverstanden; allein ich verlange wenigstens von gesitteten Menschen gesittete Ausfälle.

Ueber dieses und jenes, was öffentliche Blätter hin und wieder getadelt haben, behalte ich mir ein paar Worte im dritten Bande vor. Daß ich jezt darüber schweige, geschieht, um nicht übereilt zu verfahren. Ich will gern mich bessern, und nehme Tadel gern an, aber hämisch muß er nicht sein.

Es scheint, als wenn mir auch Privatleser zur Last legten, daß ich manchmal Geschichte dieser Art schmüke. Ich bitte diese nur meinen

Zwek zu bedenken. Ich schreibe für Lektüre und für Eindruk. Die erste ist leicht zu befriedigen, für den lezten muß ich haften.

Ich hoffe doch nicht, daß dieser irgendwo schon einen schlimmen Erfolg gehabt hätte?

Noch eins! Monologen, die Personen im Augenblik ihres Sterbens gehalten haben, gehört zu verlangen, das heißt doch wohl übertrieben?

Wenn ich die Person redend einführe, so ists Darstellung dessen, was sie nach meinem Urtheil dachte. Kombination des Zustandes ihrer Seele mit der Lage, in der sie war, ist die Schöpferin solcher Produkte.

Soll man nicht ausrufen: Ubi judicium! wenn man dem Schriftsteller auflegt, nur so zu schreiben, wie er gehört und gesehen hat?

So vielen Freunden, die mir mündlich für mein Buch dankten, bin ich hier öffentlich dieses zu erwiedern schuldig. Ihr Gefühl forderte mich ja zur Fortsezung auf.

Louise Steinbach,

Selbstmörderin um übereilter Ehe willen.

Louise Steinbach, die man allgemein an dem Orte, wo sie wohnte, nur die Schöne nannte, war von ihrer ersten Kindheit an ein wenig verzärtelt worden. Sie war neben zwei Brüdern die einzige Tochter, Liebling der Mutter und des Vaters. So sehr ihre Brüder bei diesem ihr gegebnen Vorzuge gewannen, desto mehr verlor sie. Wahrscheinlich wird dies niemanden paradox klingen. Den Jungens ward nichts übersehen, jeder Fehler gestraft. Sie lernten Ordnung, Arbeitsamkeit, Unterwürfigkeit unter den Willen des Schiksals. Sie wurden als Jünglinge schon zu Männern von festem Charakter und richtiger Urtheilskraft.

Louisen hingegen wurde jede Schwachheit verziehen, und desto mehr erlaubte sie sich ihrer. Sie hielt sie nicht dafür, weil sie nicht dafür bestraft wurde. Ehe sie noch recht Gutes vom Bösen unterscheiden konnte, glaubte sie schon, bei ihrem Geschlechte wäre vieles untadelhaft, was beim männlichen bestraft würde, und folglich unerlaubt sei.

So falsche Grundsäze konnten, troz ihrer natürlichen Anlage zum Guten, nichts als Widerspruch mit dieser hervorbringen. Die wichtigste und unange-

nehmste Folge war ein Eigensinn, der auf allem, was sie einmal sich vorgenommen hatte, eisern bestand. Daher glaubte sie auch, jede Wahl, die sie in irgend einer Sache vornehme, sei die beste, und was andre für sie wählten, schlechterdings unter ihren Gefühlen.

Um den Beinamen der Schönen ausschliessungsweise zu erhalten, muß man jede Eigenschaft besizen, die zur Schönheit gerechnet wird. Ein regelmäßiges Gesicht, ein Teint zu blenden, Augen voll Feuer, schlanker Wuchs, und was der Dinge mehr, die die Stuzer einer ganzen Stadt rebellisch zu machen im Stande sind, alle diese Vorzüge ließen sich ihr nicht streitig machen.

Man seze hinzu, daß sie für die große Welt und für größere Zirkel, als die ihres Standes, erzogen war, und man wird sich nicht mehr wundern, daß Anbeter sie belagerten. Ihre Eltern waren nicht ganz jung mehr. Sie hatten sich spät geheirathet, mehr aus Konvention als Liebe, weil Reichthum zu Reichthum kam, doch harmonirten ihre Denkungsarten, und sie lebten in einer glüklichen freundschaftlichen Ehe, und hatten ihre größte Freude an ihren Kindern, jedoch nach Maasgabe, wie oben erwähnt worden.

Zu dieser Freude, sollte sie vollkommen sein, gehörte noch, daß sie Louisen bei ihrem Leben verheirathet sähen. Sie entdekten ihr diesen Wunsch, und waren billig genug, ihr die Wahl des Mannes selbst zu überlassen; doch behielten sie sich das Recht der

Verneinung bevor, im Fall sie überzeugt wären, die Heirath könne zu ihrem Nachtheil ausfallen.

Damals achtete Louise dieser Einschränkung nicht. Eine, einem Mädchen von sechzehn Jahren gegebne Freiheit, sich einen Geliebten auszusuchen, giebt keinem Nachdenken über etwas anderm Raum, und Louise nahm den Freibrief auf Eroberungen auszugehen mit froher Seele an. Sie sezte sich auch gleich in Thätigkeit, puzte sich mehr als gewöhnlich, erschien an öffentlichen Orten öfter als sonst, und war bänglicher, den Auftrag der Eltern ins Werk richten zu können, als vielleicht weit minder hübsche Mädchen gewesen sein würden.

In diesem Zeitpunkte lebte in der Garnison des Städtchens ein Offizier, der die Augen des ganzen weiblichen Geschlechts auf sich zog. Er war keine blendende männliche Schönheit, allein er hatte so viel Interesse, daß man beim ersten Anblike Hochachtung für ihn fühlte.

Feiner Umgang, Weltkenntniß, Fähigkeit, alles leicht einzusehen, und oberflächlich wenigstens über alles zu antworten, und zu urtheilen, einnehmendes Wesen in aller und jeder Art von Unterhaltung, richtige Uebersicht des Charakters, den er vor sich hatte, und genaue Untersuchung, in wie fern er ihn für sich zu benuzen im Stand wäre; das alles waren Dinge, die er in mehr als gewöhnlichem Maaße besaß, und durch welche er es dahin brachte, daß man ihn den Abgott seiner Zeitgenossinnen nennen konnte.

Louise hatte ihn kaum das erstemal gesehen, kaum erst bemerkt, daß er die Augen aller ihrer Gespielinnen auf sich, ihrer aller Herzen an sich zöge, als sie schon beschloß, er und kein andrer, sollte ihr Gatte werden. Sie wollte den Triumph haben, ihn ihnen allen entzogen zu haben, die Siegende ihres Zeitalters zu sein, weil wirklich der Sieg unter den Mädchen ihrer Stadt darin bestand, diesen Mann zu erobern.

Sie wußte, daß ihre Eltern sie zu sehr liebten, als daß sie den Mangel des Reichthums nicht übersehen sollten. Geehrt war der Mann. Seine Karriere war für die Zukunft hoch aussehend. Er hatte mächtige Freunde, mächtige Beschüzer, und hatte, obschon er noch sehr jung war, Proben eines standhaften Muthes zu geben, Gelegenheit gehabt. Genug Gründe, warum sie sich nicht einmal einbildete, ihre Eltern würden ihrer Wahl auch nur das geringste entgegen sezen.

Sie sezte also alle Segel bei, und unbemerkt zu bleiben, durfte sie nicht fürchten. Der Mann, den sie auf dem Korn hatte, wurde bald gewahr, wornach sie zielte, und war nicht Stolker genug, eine solche Eroberung nicht benuzen zu wollen. Er fand so viel Leben, Feuer und Liebe an Louisen, daß er beschloß, ihren Anträgen Gehör zu geben, und die reiche schöne Donna, die sich ihm in die Arme warf, in selbe zu fassen. Die Eltern wurden, noch ehe die Erklärung gemacht war, diese Liebe gewahr, und fanden sie ganz wider ihre Zweke.

Einmal war es Vorurtheil gegen diesen Stand, der ihn ihnen zuwider machte. Doch hatten sie auch wirklich wichtige Gründe, dieses abgerechnet. Die Gefahr, der eine Person bei einem solchen Stande, zumal in einer so kriegerischen Gegend, wie diese war, ausgesezt ist, ihren Gatten jeden Augenblik zu verlieren, das unruhige, selten häusliche, oft schwärmerische Leben, die öftere nothwendige Entfernung des Mannes, die fast gänzliche Unmöglichkeit, seine Kinder selbst zu erziehen, alles das schienen ihnen keine blendenden Aussichten für ein Kind zu sein, das sie so sehr liebten. Wer sollte es Eltern verdenken, daß sie auf solche Dinge Rüksicht nehmen, die sie erfahren haben, und deren Betrachtung vor Unerfahrnen vorübergeht? Glüklich schäzen sollten sich Kinder, wenn sie vernünftige und liebevolle Eltern hätten, die ihnen die Schritte anzeigen, wo sie gleiten und fallen können.

Dennoch beschlossen beide an einem traulichen Abend, wo Louisens Glük ihr Gegenstand war, daß sie ihr Vorurtheil und ihre Grille aufopfern wollten, wenn der Mann des Mädchens Hand und Liebe, und das ihm dadurch werdende Glük verdiente.

Um hievon überzeugt zu werden, wählten sie einen Freund, der in genaue Bekanntschaft mit Louisens Geliebten treten, seine Denkungsart erforschen, auf seine Handlungen Acht haben, und besonders sein Herz in Ansehung Louisens prüfen sollte.

Es gelang diesem auch, mit ihm vertraut zu wer-

den. Aber er fand nicht, was die Eltern wünschten, und was er erwartet hätte. Das äußere Einnehmende des jungen Mannes verwandelte sich in seinem Innern in lauter Widerwärtiges. Er war ein Heuchler, dessen Mund redete, was das Herz nicht billigte. Er war ein feiner Wollüstling, der dieser Leidenschaft insgeheim opferte, wo er nur konnte, und schon manches Herz verderbt, und manche Unschuld verführt hatte. Aber sorgfältig wußte er das alles zu verhehlen.

Sein Freund unterließ nicht, ihn auf Louisen zu bringen. „Sie macht mein Glük," sagte er, „denn sie ist reich. Allein sie ist eine Närrin. Sie ist nicht ohne Liebe gegen mich, aber ihre Wahl ist nicht blos deswegen auf mich gefallen, sondern es ist eine kleine Eitelkeit im Spiel: sie glaubt einen Triumph darin zu haben, wenn sie mich heirathet. Man muß sie in diesem Wahn lassen. Ich wäre wohl ein großer Thor, wenn ich ihn ihr zu benehmen suchte, wenn ich mir die fette Erndte entgehen ließe. Hab' ich sie einmal, dann wird sich alles unter uns geben. Sie wird anfangs ein bischen schmollen, und da werd' ich zanken, und wenn sie nicht mehr schmollt, werde ich freundlich sein; sie wird das merken, wir werden uns Regeln festsezen, und jedes nach seinem Wohlgefallen leben."

Es that dem Freunde herzlich leid, daß er den Eltern die traurige Nachricht bringen mußte, noch mehr, daß er sich mit einem Manne eingelassen, und ihm

Freundschaft gelogen hatte, die dieser gar nicht werth war. Daß er es für Louisens Bestes gethan, war sein Trost; wie konnte er wissen, daß alles unwirksam sein würde?

Die Eltern waren äußerst niedergeschlagen. Es kränkte sie, ihrer Tochter entgegen sein zu müssen, und doch foderte es ihre Pflicht. Mit dem schwersten Herzen wurde die Stunde bestimmt, in der sie ihr ihre Entdekungen mittheilen wollten, angstvoll wurden die Augenblike gezählt, bis sie erschien, und mit kummervollen Bliken empfiengen sie die ihnen freudig entgegenhüpfende Tochter.

„Haben Sie mich rufen lassen, sagte sie, um meine Wahl zu wissen? O ich habe gewählt — habe den schönsten reizendsten Mann gewählt.“

„Und sehr unglüklich gewählt,“ fiel ihr Vater ihr ein —

„Unglüklich gewählt? O mein Vater! da kennen Sie ihn gewiß nicht, den Mann, der von der ganzen Welt geliebt ist, den jedes Mädchen gern den ihren nennen möchte.“ —

„Der die ganze Welt zum besten hat, gegen alle heuchelt — sich in einen Engel zu verstellen weiß, während daß er ein Teufel ist.“

„Vater! diese Sprache hörte ihre Tochter noch nie von Ihnen. Was nimmt sie gegen den Mann ein? Welcher ungerechte Verdacht macht, daß Sie ihn Ihrer Tochter mißgönnen? Oder hat sich mein Gefühl etwa verstimmt, ist diese Beurtheilungskraft in Augen

und Herzen blind geworden? Sind sie taub, die Ohren meines Verstandes? Lehrten Sie selbst mich nicht, das Gute vom Bösen zu unterscheiden?"

Die Mutter fiel ihr um den Hals; „sei ruhig meine Tochter, und höre mich. Du siehst den Mann mit Augen der Liebe, und die sehen nur gar zu oft falsch. Gewiß, Louise, er ist deiner nicht werth, sonst würden wir ihn dir geben. Ich habe ihn prüfen lassen; er sucht nicht dich, dein Geld ists, was ihn anhängig an dich macht. Er ist ein Ausschweifender, von dem du nie beständige Liebe zu hoffen hast. Und die allein kann meine Louise nur glüklich machen. Alles in der Welt, Louise; fordre mein Leben, aber der Mann kann nie der Deine werden."

„Nie der Meine werden? Und alle Welt hält es für gewiß und wir haben uns das Wort gegeben; und ich werde beneidet darum, von allen meinen Zeitgenossinnen? Und ich sollte zurükgehen, nicht ihn haben, mich aushöhnen lassen von allen, die mich kennen, der Spott der ganzen Stadt werden? — O Mutter! wer würde noch nach Ihrer Tochter freien, wenn sie den verstieße, den alle für den ersten Mann halten? Wie würde einer, der unter ihm ist, es noch wagen, Ihrer Tochter Hand zu begehren? Nein, Mutter, Vater! theuerste Eltern, meine Schande können Sie nicht wollen."

„Eingebildete Schande, meine Tochter," erwiederte der Vater, „ist keine Schande. Aber eingebildetes Glük, dessen Wirkung Unglük ist, fällt schreklich

zusammen. Du würdest die Eltern einst verwünschen, die zu zärtlich deinen Chimären nachgegeben."

„Sie lieben mich nicht mehr, mein Vater, sonst könnten sie nicht so hart reden."

„Hart reden — Härte nennst du das, was man für dein wahres Wohl thut? Sieh einmal, Louise, wär er nicht ganz schwarz, sähe ich nicht vorher, daß du, sobald er dein ist, es bereuen würdest, hätte er nur Liebe für dich gezeigt, nicht selbst es in einem seiner offenherzigen Augenblike gestanden, er fühle nichts für deine Vorzüge, dein Geld und deine Schönheit fesselten ihn nur; wäre das nicht, heute noch wollt' ich ihn dir zuführen, und euch segnen. Aber so ists; also kann ich meine Einwilligung nimmer geben."

Louise zerfloß in Thränen; sie fiel ihren Eltern zu Füßen, und bat, sie möchten alles behalten, nur ihr den Mann geben. Sie sei versichert, er wäre uneigennüzig. Sie brachte es endlich durch ihr Flehen dahin, daß man ihr versprach, wenn sie das Gegentheil der Beschuldigungen darthäte, so wolle man nachgeben.

Hiermit zufrieden, weil sie Wilhelmen, (so wollen wir ihren Geliebten nennen) wirklich gut glaubte, verließ sie das Zimmer, und fand ihn in dem ihrigen. Ihr Zustand sezte ihn in Erstaunen.

„Ich habe um Ihrentwillen gelitten, Wilhelm, um Ihrentwillen geweint. Es hat Sie jemand bei meinen Eltern angeschwärzt. Sie stehen im Lichte eines Bösewichts vor ihrer Seele. Man will wissen, sehen,

daß Sie mich nicht lieben, daß Eigennuz sie treibt. O Wilhelm, sollte das wahr sein! Könnten Sie mir Liebe heucheln, diese Liebe, die mich so selig macht? Könnten eigennüzige Absichten der Grund Ihrer ganzen Bewerbung um mich sein?"

„Ums Himmels willen, rief Wilhelm, wie können Sie das glauben? Wie ists möglich, daß Louise von mir schlecht denken, wähnen kann, ich liebte ihren Reichthum, nicht ihre Vollkommenheiten?"

„Auch glaubte ich das nicht — auch habe ich für Sie gestritten! O Wilhelm! wenn sie von meinen Eltern meine Hand begehren, so erwähnen Sie des verhaßten Geldes nicht, und sollten meine Eltern dessen erwähnen, so schlagen Sie es aus. Das ist das einzige Mittel, mich zu erhalten.

„Und wenn es ein weit schlimmeres wäre, für Sie thue ich alles." So sprach Wilhelm, und sein Herz war sehr unzufrieden damit, und diese Unzufriedenheit nahm zu, wie er allein war. Die ganze Nacht konnte er vor dem Gedanken nicht schlafen, daß er Louisen ohne Geld begehren solle. „Wenn der Vater zuschlüge! Wenn er mir ein Weib anhienge, mit der ich das Bischen, was ich habe noch theilen müßte, da wär ich schön geprellt!"

Den andern Morgen erschien sein Freund. Der Augenblik war der entscheidende für Louisens ganzes künftiges Schiksal. Er hatte es auf der Zunge, ihm zu sagen, daß Louise dieses seinem Plane so ganz entgegengesezte Opfer von ihm verlangte, aber sein

guter, oder Louisens böser Genius, ließ das Wort im Munde verstummen. Es fiel ihm gerade jezt ein, was die Wahrheit war, daß dieser Freund wohl der Verräther sein könnte. Er hielt zurük. Er drükte sich anders aus. Er schäkerte über das, was er vorher gesagt, er lobte Louisen bis in Himmel. Er erklärte, noch nie sei ihm ein Geschöpf so liebenswürdig gewesen, wie sie ihm gestern. Er fühle sich zum erstenmale verliebt; alle seine eigennüzige Absichten hätten aufgehört, und nun müßte er das Mädchen haben, und hätte sie auch keinen Groschen in ihrem Vermögen.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher er den Mann bei dieser Erklärung beobachtete, ließ ihm seine Bestürzung nicht entgehen. Sei es herzliche Meinung oder Verstellung gewesen, genug der Mann versicherte, die Denkungsart freue ihn, und er habe Louisen immer bedauert, daß sie mit ihm unglüklich sein sollte.

Sein Entschluß aber war, daß er sogleich den Ort verließ, weil er weder als Lügner vor den Eltern, noch als Verräther vor dem Freunde dastehen wollte.

Wilhelm wurde bald in den Stand gesezt, alles beurtheilen zu können, da Louise ihm die innige Freundschaft dieses Mannes mit ihren Eltern entdekte, und die Versicherung, daß der Vater nicht zugeben würde, daß er sie ohne eine starke Mitgift heirathete, beruhigte ihn auch über den andern Punkt, der ihm so viel Leiden verursacht hatte.

Nun wurde also der ganze Operationsplan geändert, und das Verschwinden des Freundes trug so glüklich hiezu bei, daß die Eltern sich geirrt zu haben glaubten, den Geliebten in einem ganz andern Lichte sahen, als er ihnen vorher beschrieben war, und wann sie schon ihn nicht vollkommen fanden, doch wenigstens hofften, ihre Tochter würde das Fehlende bald bessern, und so ihre Einwilligung gaben.

Aber, daß sie ihr ein Opfer brachten, kann man aus dem Gespräch sehen, welches bei der ertheilten Erlaubniß unter ihnen fiel. Das Entzüken Louisens war unaussprechlich. Dem Vater war es zu stark, als daß er sich Gutes daraus hätte prophezeihen sollen. Er unterbrach es und sagte:

„Liebe Louise! wir zeigen dir die ganze Gewalt der innigsten elterlichen Liebe. Wir gehen von dem Grundsaze ab, der so fest bei uns war, nie dich einem Manne zu geben, der sich von uns trennen müßte. Wir opfern deinem Eigensinn unsre Gemeinschaft mit dir, den süssen Umgang auf, der der Trost unsers Alters sein sollte. Alles, was zu deiner Freude gereichen kann, soll uns ewig freuen. Wir hoffen und wünschen, daß dein ganzes künftiges Leben dahin sich neige. Allein zu unsrer Rechtfertigung muß ich dir es sagen, lege keine der Unannehmlichkeiten auf uns, die dich treffen. Wir haben dich gewarnt. Wir sind nicht schuld an diesem Uebel. Noch jezt, Louise, noch jezt sage ich dir, es ist unserm Willen zuwider dieses Band.

Der Segen deiner Eltern wird dir folgen, ihre Ruhe aber beförderst du nicht."

„Meine Ahndung," fuhr die Mutter fort, „weissagt dir viele Leiden, mein Kind, Leiden, die du mit leichtem Auge übersiehst. Du hast einen Mann, der der Beständigkeit nicht gewohnt ist, und das wird dich kränken. Sein Temperament ist lebhaft, und sein Blut unruhig, und du bist nicht zum Sanftsein und zum ruhigen Leben erzogen; also wirst du nicht geduldig die Last tragen, die dir dadurch aufgelegt wird. Ich sehe euch beide bald uneinig, und ich weiß nicht, ob alsdann die Wiedervereinigung so herzlich sein wird, wie sie gewöhnlich bei Ehen guter Art, wo dies Uebel immer auch nicht ausbleibt, zu sein pflegt. Wenn das sein sollte, Tochter, dann bitte ich dich, kränke deine arme Mutter nie mit Vorwürfen; dagegen verspreche ich dir, selbst im Unglük will ich dich nie verlassen, will immer deine Rathgeberin, deine Freundin sein."

Louise war von diesen beiden Erinnerungen betäubt und erschüttert. „O meine theuren Eltern," rief sie aus, und warf sich ihnen zu Füssen, „ich kenne Sie gar nicht mehr. Ist denn Trennung von Ihnen mit Minderung Ihrer Liebe unumgänglich verbunden? So hart sprachen Sie doch noch nie mit ihrer Tochter. Mein Glük ist nicht Ihr Glük — aber wenn es das auch Ihnen nicht schiene, warum malen Sie mir die Zukunft unangenehm, die ich lachend sehe?

Lassen Sie mir, ich bitte Sie, meine ruhigen Stunden, und gewiß, lieber Vater, beste Mutter, sollen sie ja unruhig werden, so werde ich sie tragen, wie sie sind. Ich werde dann standhaft sein, und werde mich um so mehr hüten, Ihnen Vorwürfe zu machen, da Sie mich warnten. Sie wollen, ich soll einst, wenn es mir nicht wohl geht, meinen Schmerz in Ihren Busen ausschütten, und Sie wollen meine Leiden dann theilen und lindern. Allein — ist dieser Busen nicht auch für die Freuden Ihrer Tochter empfänglich, der Ihren Leiden offen steht?"

Dieser Vorwurf rührte die Eltern. „So komm denn in unsre Arme," riefen beide, „und von diesem Augenblik an sei jedes Wort verbannt, was dich an eine unglükliche Zukunft mahnen könnte. Wir wollen dem Schiksale nachgeben, welches über dich beschlossen hat. Wir wollen deine Freuden theilen."

Wilhelm hatte eine Unterwürfigkeit unter Louisens Willen angenommen, die den schärfsten Prüfungen Probe hielt, und der Zug der Uneigennüzigkeit, da der Vater von der Mitgift der Tochter sprach, hatte vollends beigetragen, sie ihm geneigt zu machen. Dennoch trat Louisens Prophezeihung nur zu reichlich ein, und er erhielt mehr, als er erwartet hatte.

Wirklich hätte Wilhelm können zufrieden mit dem Loose sein, was ihm gefallen war, und die Neuheit ließ ihn auch sein Glük in der ganzen Stärke fühlen. Er betete Louisen in den ersten vier Wochen an, und sie bemühete sich, ihm seine Liebe reichlich zu vergel-

ten. Sie war, was sie sein sollte, war noch im Wachsthum der Zärtlichkeit, als er schon gänzlich aufhörte, etwas für sie zu empfinden. Sobald der Reiz der Neuheit verschwunden war, kettete ihn nur noch ein gewisser Zwang an sie, dem er anfangs um ihrer Zuthätigkeit willen nicht gleich entsagen konnte.

Louise hatte aber zu viel Verstand, als daß sie nicht schnell hinter das schrekliche Geheimniß seiner verlornen Liebe hätte kommen sollen, denn so beurtheilte sie sie, ob sie, gleich niemals existirt hatte, und nur Chimäre ihrer Einbildungskraft gewesen war. Das Glük, was er mit ihr genoß, war Glük der Wollust, und er betete nicht die Seele, sondern den Körper an, der auf vier Wochen sein Abgott war.

Bald begegneten ihm izt alte Bekanntinnen, und seine Leidenschaft zu ihnen wurde rege, bald stieß ihm ein neues Gesicht auf, und hatte es nicht den zehnten Theil von Louisens Reizen, so schien es ihm doch mehr zu haben, und seine Liebe zum Wechsel machte es ihm wünschenswerth. Er war zu wenig geheimnißvoll, seine Veränderlichkeit seine Gattin nicht merken zu lassen, denn es lag ja ganz außer seinem Plan, daß es Geheimniß bleiben sollte. Er wollte sie auf den Punkt der Eifersucht haben, um ihr die Thorheit derselben vorzustellen, und sie anzureizen, daß sie den Streit erheben sollte, der dann beide in völlige Freiheit sezte.

Louisen lag die ganze Last der Prophezeihung ihrer Eltern auf ihrer Seele, als sie diese Veränderung

merkte. Sie sahe sich verachtet, und sie malte sich die Zukunft weit schreklicher, als ihre Eltern sie ihr vorgestellt. Doch war sie noch nicht ganz muthlos. Sie liebte Wilhelmen so unaussprechlich. Sie hoffte, Bitten und Liebkosungen sollten ihn zur Rükkehr bewegen. Sie verschwendete sie an ihn. Diese waren aber nicht sein Zwek. Er wollte Härte von ihr keine Sanftmuth. Er läugnete standhaft. Sie hielt das Leugnen für Reue, hoffte Besserung daraus zu erwarten zu haben, und irrte.

Vier bange Wochen giengen wieder hin, in denen sie geschwiegen, selten ihn gesehn, und offenbare Beweise wider ihn hatte. Sie hatte Menschengefühl, und solche Beleidigungen mußten sie entrüsten. Sie nahm sich vor, ernstlich mit ihm zu reden.

„Wilhelm! sagte sie, du beleidigst mich unerhört. Hat meine Liebe für dich nicht mehr Aufmerksamkeit verdient? Konntest du eine Geliebte in vier Wochen vergessen, die deinetwegen mit ihren Eltern zerfiel, manchem blendenden Loose entsagte, und dem Schiksal folgte, welches ihr Herz für dich allein schlagen ließ?“

„Ich weiß nicht, was du willst,“ erwiederte ihr Wilhelm. Ich thue dir doch wahrhaftig nichts zu Leide. Du verlangst vielleicht, ich soll Dienst und Geschäfte deinetwegen vernachläßigen? Das kann ich nicht. Es ist traurig, daß ihr Weiber immer von den ersten Wochen, wo man sich euch widmet, aufs ganze übrige Leben schließt, daß ihr selbst nicht genug

Trieb und Kraft habt, euch zu unterhalten, und beständig der Unterhaltung der Männer bedürft. Was ich für dich thun kann, will ich thun, aber den größten Theil meiner Zeit fordern wichtigere Pflichten von mir.“

„Wichtigere Pflichten?“ rief Louise, und nahm zum erstenmale einen Ton an, der Entrüstung verrieth. So wollte er ihn gerade haben, allein, daß sie ihn so entschieden gerecht annahm, das wußte er nicht.

„Wichtigere Pflichten sind es also,“ fuhr sie fort, daß du halbe Tage bei dieser Bekanntschaft, und halbe Nächte bei jener zubringst, daß du noch im ersten Monate unsrer Ehe dir eine neue Buhlerin suchst? O Wilhelm! der Verräther schläft nicht. Sieh hier diese Briefe ohne Namen, sie haben mir jede Stunde angezeigt, in welcher du mir untreu wurdest. Ich hoffte Besserung, und brachte vier Wochen zu, sie zu erwarten. Jezt ermahne ich dich an deine Rükkehr, ermahne dich an mein Opfer, und du hörst mich nicht. Anstatt der Reue überhäufst du mich mit Vorwürfen. Sage mir, bin ich nicht unglüklich?“

„Nein, Louise, ich muß dir sagen, du bist es nicht. Aber recht aufrichtig gesprochen, die Grille mußt du ablegen, die du hast, daß die Ehe uns binden soll. Ich bin nicht für Standhaftigkeit geschaffen. Wir können auf dem besten Fuß leben, wir haben das Vermögen dazu. Allein, wir müssen nicht eins des andern Vergnügen stören. Meine Absicht, liebe Louise, bei unsrer Ehe war, dir und mir ein freies zwangloses Leben

zu verschaffen, dich in eine Welt einzuführen, die der Freuden zu viel hat, die Konventionen uns rauben, als daß wir nicht feinere Mittel anwenden sollten, uns diesen zu entziehen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich dich falsch beurtheilt hätte."

„In der That, Herr Gemahl," sagte Louise äusserst empfindlich, „da haben Sie mich falsch beurtheilt, wenn Sie glaubten, daß ich die Bahn der Ehre und Tugend so leicht verlassen könnte." Sie brach in Thränen aus. „Höre Wilhelm," fuhr sie in einem angreifenden Tone fort — „solltest du wirklich den Wahn gehabt haben, in mir eine Buhlerin zu heirathen? Solltest du so wenig Gefühl für deine und deines Weibes Ehre gehabt haben? Sollte ich dir zu einer solchen Spekulation gerade die rechte geschienen zu haben, unglüklich genug gewesen sein?"

„Schimäre," sagte Wilhelm, „falscher Begrif von Ehre und Tugend."

„Einen solchen Mann hab ich! O meine lieben Eltern, so ist sie wahr, die Ahndung, die ihr mir prophezeihtet? Wilhelm! du mahnst dein Weib selbst an Untreue? Sage mir, was bist du für ein Mann, daß du das thun kannst?"

„Wer an keine Untreue glaubt, mein Schaz, an dem versündigst du dich nicht. Laß uns die Zeit nicht mit Disputiren zubringen. Der Augenblik ist gekommen, in dem ich dir meines Herzens Meinung entdeken muß. Ich will frei leben. Ich kenne kein Gesez, als das Gesez meiner Wünsche. Welche von ihnen

ich zu befriedigen vermag, die befriedige ich. Thue du desgleichen; ich bin billig, und andere müssen die Rechte haben, die ich mir selbst gebe. Ueberlege dir das. Bist du es zufrieden, so leben wir als Freunde; wo nicht, wenn du willst, auch als Feinde. Ich traue dir aber die Klugheit zu, daß die Welt und deine Eltern nicht in unser Geheimniß sehen. Denn — Louise, solltest du diese Unterredung verrathen, so leugne ich sie ab, schiebe alles auf Rechnung deines schon ziemlich bekannten Eigensinns, und die Leute müssen schlechterdings glauben, du hast Unrecht. Hüte dich dafür."

Er gieng bei diesen Worten, und ließ Louisen in äusserster Bestürzung zurük.

„Mein Gott! was hab' ich hören müssen? Und den Mann, der mir das sagt, betet meine Seele doch noch an, und ich fühls, ich kann nicht von ihm lassen! Nein! guter — o böser, böser Wilhelm! daß du so böse bist, soll niemand wissen. Wenigstens will ich nicht die Verlaßne spielen. Nimmermehr! Man soll nicht die Freude haben zu sagen: die Stolze ist gedemüthiget. Ich will die Frohe spielen, und ich will noch einmal versuchen, was unaussprechliche Liebe vermag. Ich will die Härte vergessen, mit der du mir riethest, ein schändliches Geschöpf zu werden. Schonst du meine Ehre gleich nicht, so will ich doch nie die deine brandmarken. Es soll mein Triumph sein, dir mit Liebe deinen Undank zu vergelten. Ich will meine Eltern nicht einmal mit meinem Unglük kränken."

Louise brachte wirklich noch ein halbes Jahr damit zu, Wilhelmen die stärksten Proben ihrer Liebe zu geben. Allein er nahm jede kalt auf. Er wurde überdem immer härter und mürrischer. Es verdroß ihn, daß sein Weib einen Vorzug haben sollte, der ihm mangelte, und mit schadenfroher Bosheit hätte er selbst zugesehen, wenn sie sein Ehebette beflekt hätte. War der Wütrich wohl des ehrlichen Weibes werth?

Eines Abends, als er halb taumelnd nach Hause kam, als ihm einmal Louise wieder schön erschien, als verliebte Tändeleien mit ihr begann, fiel sie ihm um den Hals.

„Soll ich denn nicht noch einmal die Freude erleben, meinen Wilhelm wieder ganz an mich gekettet zu sehen? Sollte nicht das gute Herz endlich siegen?“

Er fühlte den Vorwurf tief, aber Zorn ergriff ihn. Er stieß sie von sich. „Glaube nicht,“ sagte er, „daß ich meine Gattin in den Armen zu haben dachte. Die schöne Louise wollt' ich. Meine Begierden sollten sich an dir sättigen. Meinem Herzen hattest du nichts zu sagen. Wirst du nicht bald erkennen lernen, worin das wahre Glük besteht? Erwarte von mir keine andre Entschliessung, als die ich dir bekannt gemacht habe, und fällt mir je wieder der Gedanke ein, Genuß von dir zu fordern, so verlaß jeden sentimentalischen Versuch, mich zu Seelenliebe aufzufordern. Ich kenne diese Chimäre nicht, und du zwingst mich jezt zu

gehen, und bei einer Buhlerin Befriedigung zu suchen, die du mir vergälltest."

Louise konnte sich nicht entschließen, ihn zurükzuhalten. Diese Begegnung war ihr zu verächtlich, als daß nicht im Augenblik ihr Herz sich von ihm hätte abwenden sollen. Anfangs ließ ihr Erstaunen den Thränen nicht Macht, hervorzubrechen. Wie sie sich aber etwas erholt hatte, flossen sie desto häufiger. Nun stellte sie sich ihr ganzes Elend vor, und welch ein Leben sie mit diesem Manne zu durchleben gezwungen sei, daß ihre Leiden ohne Ende, und ihre Tage zu ewiger Trübe bestimmt wären, daß nie sie wieder Liebe von ihm zu hoffen, und Zuthätigkeit zu erwarten habe.

Auf der andern Seite malte sie sich die Lebensart, die er ihr vorgeschlagen. Der Weg von Tugend und Sittsamkeit sich loszureißen, lag vor ihr, und sie konnte wohl hin und wieder eine ganz leidliche Stunde erwarten, wenn sie nicht sträfliche Liebe zu ihrem Vergnügen wählte. Auch berechtigte sie gewißermaßen ihres Mannes Verachtung und Entfernung dazu. Allein einmal war ihr Begriff von weiblicher Tugend wirklich von großem Umfange, und sie war immer stolz darauf gewesen, ihn niemals verleugnet zu haben. Noch so heimlich gesündigt, hätte sie sich die Sünde doch vorgeworfen, hätte sich selbst nicht darüber zufrieden geben können, wenn sie von ihren Grundsäzen abgegangen wäre. Aber auch das war nicht möglich. Aller Welt Augen waren, so zu sagen,

auf diese Ehe gerichtet. Man hatte von Louisens Liebe, von Wilhelms Verstellung, von der Eltern Widerspenstigkeit, und endlicher Einwilligung derselben gehört. Man war neugierig, was das alles für ein Ende nehmen würde.

So konnte kein Schritt geschehen, der der Welt nicht gleich bekannt wurde. Schon wußte man von Wilhelms Ausschweifungen, und der größte, wenigstens der biedre Theil derer, die es wußten, tadelten ihn. Eben so sorgfältig beobachtete man Louisens Aufführung, und sie fand allgemeinen Beifall, so wie man allgemein sie bedauerte.

Hätte Louise dies gewußt, vielleicht wäre sie dann nicht so heftig gewesen, als sie jezt war. So glaubte sie sich von allen ihren Bekannten in einem falschen Lichte betrachtet, dachte sich wohl gar, daß man sie für die Ursache dieser Uneinigkeit hielt, und getrauete sich ihren Eltern nicht einmal ihr Leiden zu klagen.

„Und wenn du es ihnen auch sagst,“ sprach sie zu sich selbst, „können sie dir helfen? Können sie deine Leiden mildern? Sind sie fähig, auf sein Temperament zu wirken, da du nicht auf dasselbe zu wirken vermagst? Wirst du sie nicht unendlich kränken, da du ihnen diese Kränkung ersparen kannst?“

Noch weit weniger konnte sie den Gedanken ertragen, vor ihren Eltern als eine Lasterhafte zu erscheinen. „Was würden sie sagen,“ sprach sie, „wenn sie vergessen sähen alle die Lehren, die sie mir so innig, herzlich und zärtlich gaben? Wenn ihre einzige Toch-

ter, die sie so sehr liebten, noch lieben, alle ihr Vertrauen auf sie sezen, ein Abscheu für jeden Edeldenkenden würde?" Sie rasete über diese Aussicht.

Noch weit rasender aber machte es sie, daß ihr Mann auch nicht im geringsten mit ihr sich mehr befaßte. Den ganzen Tag war sie allein. Er aß außer dem Hause, kam spät in die Nacht zurük, legte sich dann, ohne zu ihr zu kommen, zu Bette, und war den andern Morgen ganz früh schon wieder auf und fort.

Acht Tage hatte sie diese Einsamkeit ertragen, nun aber wollte sie verzweifeln. Auch keine Freundin erschien bei ihr, alle hatte Wilhelm auf seiner Seite, und alle machten sich ein Anliegen daraus, Louisen zu neken, daß sie ihnen einen so schönen Mann weggekapert. Zufälliger und trauriger Weise hatte ihre Gesellschaft aus lauter solchen Damen bestanden, die so wie sie auf den Männerfang ausgiengen.

Jezt wollte sie nun der Sache ein Ende machen. Sie lauerte ihrem Manne auf, wie er zu Hause kam, stellte sich ihm in den Weg, und frug ihn: ob das so bleiben würde?

„Bis sie vernünftig werden, allerdings ohne Veränderung."

„Und was nennen Sie denn eigentlich vernünftig werden?"

„Das heiß' ich, die Welt genießen, und sich von ihr genießen lassen. Madam, wenn ich erst sehen werde, daß Sie das thun — wenn Sie eine dumme schwärmerische Grille ablegen, die Sie Tugend heißen, wenn

Sie vom Anklebenden einer falschen Erziehung abgehen, dann werde ich anders werden. So lange bemühen Sie sich vergebens."

„So werde ich zu meinen Eltern zurükkehren, wo ich lieb, werth, und wohl aufgenommen bin; so werde ich einen Mann vergessen lernen, der ein ehrliches Weib so leichtsinnig aufopfern konnte; so werde ich ebenfalls mein Recht suchen und brauchen."

„Da werden Sie sehr wohl thun, und am allerbesten, wann Sie gleich gehen, denn ich bin müde, und sehne mich nicht nach Predigten. Ich nahm eine Frau, um die Stunden, die ich anderwärts nicht gut zuzubringen wußte, durch sie mir heiter zu machen. Mein Begriff von einer Frau ist der, daß sie mein erstes Meubel im Haus ist. Wollen Sie das nicht sein, nun so gehen Sie, vielleicht sieht man Sie im Hause Ihrer Eltern anders an. Will aber meine Frau im ganzen Umfange des Worts meine Maitresse sein, will sie sich der Freuden so viel machen, daß ich, wenn ich komme, nicht das Opfer ihrer Traurigkeit sein muß, dann soll sie die Königin meines Hauses sein, dann regiert sie, und ich liege ihr zu Füßen."

„Aber um des Himmels willen, Wilhelm, wie sonderbar bist du! Sieh' mich meinetwegen als deine Maitresse an. Von ihr würdest du doch auch wohl Treue verlangen?"

„Aber Eifersucht würde ich durchaus verbannt wissen wollen, und diese kann nicht unterdrükt werden, so lange noch der Mann ihr einziger Geliebter ist."

„Wilhelm! was muthest du mir zu? Und bedenkst die Glükseligkeit nicht, die darin besteht, daß du ein treues Weib hast? Ich verspreche dir, ich will nie eifersüchtig sein, nie es werden, und wenn ich selbst denen unter deinen Mädchen, die deine Lieblinge sind, einen Gefallen thun kann, so will ichs thun, nur laß mir dein Herz."

„Fort mit deinen romantischen Ideen! Weg mit dem Weibe, die der platonischen Liebe die physische opfern will. Wenigstens für mich ist das nichts. Noch einmal — verlassen Sie mich. Sie müssen sich nun einmal daran gewöhnen, mich nie anders zu sehen, wenn Sie meinem Rathe nicht folgen wollen, und ich werde Sie bald hassen."

Bei diesen Worten riß er sich von Louisen los, flog in sein Zimmer und schloß es hinter sich zu. Sie brachte eine halbe Nacht auf den Knieen vor seinem Zimmer zu, bat und flehete, er möchte nur noch einmal sie anhören. Alles war vergebens. Er machte nicht auf. In Verzweiflung ohne Gränzen gieng sie in ihr Zimmer zurük. Auf einmal ermannte sie sich.

„Ha! der Wütrich will mich umbringen — denn den Schaz mir nehmen, den ich in der Tugend habe, ist mehr als Tod. O! du sollst mich nicht lange mehr peinigen. Eine Last, deren Ende wir nicht absehen können, brauchen wir nicht zu tragen. Ich will mich von ihr befreien, und so will ichs thun, daß nicht du Barbar triumphiren kannst, auch nicht so, daß ihr, meine Eltern euch grämet. Es giebt Mittel, wo-

durch man diesem Leben entgehen kann, die ihr nicht kennt."

Den andern Tag war Redute. Dahin gieng Louise. In rasenden Tänzen brachte sie den ganzen Abend zu. Wie sie aufs äußerste erhizt war, ließ sie sich Wasser mit Eis geben, und verschlang einige Gläser begierig. Sie sezte sich darauf an ein Fenster, wo Zugluft war, und hofte auf einen jähen Tod, weil auf ähnliche Art eine ihrer Gespielinnen ihr Leben verloren hatte.

So schnell, wie sie ihn hoffte, erschien er nun nicht. Indessen ward sie den andern Tag engbrüstig, und bekam einen troknen Husten. Sie befand sich dabei sehr übel. Sie ließ ihren Arzt rufen. Er verordnete verschiedenes. Nichts wollte anschlagen. Alle Zeichen verschlimmerten sich, es entstand eine völlige Schwindsucht, die mit Riesenschritten vorwärts gieng.

Man berichtete es ihrem Manne — er blieb kalt dabei. Man sagte es den Eltern, die wollten verzweifeln. Sie kamen nicht von Louisens Bette. Ihre Klagen waren jammernd und durchdringend. „Hättest du nicht den Mann genommen, sagten sie, du lebtest noch. O! wie gern wollten wir mit unserm Leben das deinige erkaufen!"

Die Zeichen so unmäßiger Zärtlichkeit brachten in Louisen Rührung hervor. „O meine Eltern! erwiederte sie, Sie wissen noch nicht alles. Ihre Louise hat sich schwer versündigt, an sich selbst, an Ihnen und an dem Himmel. O meine Eltern! Mein Tod, den

Sie so bedauern, ich gab mir ihn selbst — ich bereue es.“

Jezt schluchzten beide Eltern. Der Vater hielt ihre eine Hand, die Mutter die andre. „Warum hast du uns das gethan?“ sagten beide.

Louise erzählte das verabscheuungswürdige Betragen ihres Mannes, und wie dies sie zu einem übereilten Schritte gebracht, den sie jezt bereue. „Sie sagten's mir voraus, meine theuern Eltern,“ sprach sie mit inniger Wehmuth. „Sie sagten's mir voraus, ich würde unglüklich sein. O möchte doch nie wieder ein Kind nach mir die Lehren derer verachten, die so edel für sie besorgt sind! Ich war blind. Ich nahm nichts als Gutes an dem Manne gewahr, an dem ich jezt nichts als Fehler sehe. Es war Eitelkeit, falscher Begriff von Ehre, der mich verleitete, der jede Ahndung, Ihre Prophezeihungen könnten wahr werden, unterdrükte.“

„Warum kehrtest du nicht zu uns zurük? sagten die betrübten Beiden. „Unsre Arme wären dir nie verschlossen gewesen. Glaube nur, uns werden die Vorwürfe jezt nie verlassen, daß wir uns nicht mehr widersezt haben. Der nagende Wurm wird unser Herz nie verlassen, daß, so gut wir es meinten, wir doch schuld an deinem Tode sind.“

„Nein, meine Eltern,“ rief Louise, Sie sind das nimmermehr! Warum hatte ich nicht das Zutrauen zu Ihnen, Ihnen mein Leiden zu klagen. Sie hätten mirs nicht allein tragen helfen, Sie hätten mich da-

von befreiet. O warum konnte ich der Mutter verhehlen, was in mir vorgieng? Wer weiß, zu welchem künftigen glüklichern Schiksale ich aufbehalten gewesen wäre! Wer weiß, ob ich nicht im Hause der Eltern mehr Freude genossen hätte, da ich das Glük einsehen lernen, was mir dort ward, als vorher, da ich es nicht zu schäzen wußte! Gewiß, ich bin sehr unglüklich, daß ich alle diese Betrachtungen nicht vorher gemacht — sehr unglüklich, daß meine Vernunft mich so ganz verließ, daß auch die Religion nichts mehr wirkte — daß ich nicht in meinem Schöpfer, nicht in meinen Eltern, nicht in meinem Innern Trost fand, daß nur Tod meine Rettung zu sein schien. Ich rannte ihm entgegen. Ich zürnte, daß er nicht schnell erscheinen wollte. Ich murrte, daß er mich nicht im Augenblik aufrieb. Und jezt, o meine Eltern, jezt an Ihrer Seite, von Ihrer Liebe bestürmt, von Ihrer Rechtschaffenheit hingerissen, von meinem Unrecht überzeugt, wie wünsche ich mir das Leben! Ein Jahr wollt' ich auf meinen Knieen liegen und beten, wenn ichs mir wieder erbeten könnte, dieses Leben, um es Ihnen ganz zu opfern."

Schon was Louise jezt litt, war unaussprechlich. Allein noch weit mehr stand ihr bevor. So unedel ihr Mann an ihr gehandelt hatte, so edel dachte sie doch immer noch gegen ihn. Sie wollte ihn gern bessern, und glaubte wohl, daß eine Entdekung dieser Art etwas auf ihn wirken würde. Sie ließ ihn zu sich bitten. Er schien bekümmert, da sie ihm zuerst

sagte, sie würde sterben. Er war auch bekümmert, denn er mußte den größten Theil ihres Vermögens wieder herausgeben, und sein Schmerz deswegen war der Bosheit nahe.

Er bat also, sie möchte ihre Gesundheit ja schonen, und sich ihm zu erhalten suchen.

„Mich dir zu erhalten suchen? O Wilhelm! wenn das dein Ernst ist, da bin ich mit tausendfacher Strafe gestraft. Dann ist meine Handlung so schwarz vor meiner Seele, daß sie sogar die Hofnung zur Seligkeit auslöschen kann, dann muß ich ganz verzweifeln.“

„Welche Handlung? Was für Strafe? Sage mir, Louise, was das bedeuten soll? Ich verstehe nichts davon. Kann ich etwas beitragen, um dich zu erhalten?“

„Wilhelm! aus Barmherzigkeit sprich die Sprache der Liebe nicht fort. Jezt wäre es Grausamkeit. Wisse es denn, dein hartes Betragen, meine verlorne Hofnung, dich je wieder in Liebe besizen zu können, reiften den schreklichen Entschluß in mir, mein Leben zu enden. Ich bin Mörderin meiner Gesundheit. Ich bin Mörderin meiner Gesundheit. Ich habe mit Fleiß den Tod gesucht, und habe mir einen Himmel verdorben.“

Wilhelm wurde viel gelaßner, und ließ sich alles ausführlich erzählen. Wie sie geendet hatte, lachte er aus vollem Halse. Sie wurde bestürzt, und frug: was ihm fehle?

„Ich belache mein günstiges Schiksal, das mich im Augenblik, wo ich mit dir dein Vermögen zu verlieren erwarten mußte, ein Mittel finden läßt, mich dieses Schazes zu bemächtigen. Ich lobe deinen Heldenmuth, und du verlierst nichts, denn bleibst du gesund, so blieb ich, der ich war. Auf Aenderung konntest du nie rechnen. Meine jezigen Schmeicheleien gelten einzig und allein deinem Vermögen. Jezt verlange ich von dir mit Einwilligung deiner Eltern ein gesezliches Vermächtniß, oder ich mache der Welt, noch weil du lebst, deine That bekannt."

„Wilhelm! So hast du mich wieder betrogen? Bald sollte ich denken, ich hätte recht gehandelt. Aber ich bitte dich, weil du denn einmal nichts für mich thun kannst und willst, werde für die Zukunft besser. Mach die Uebelthaten, die du an mir dir zu Schulden kommen lassen, an Andern wieder gut."

Ich bedarf deiner Moral nicht. Dein Testament ists, was ich verlange."

„Harter Mann! Du sollst es haben, und ich will dirs noch gern geben."

„Das ist mir einerlei, wenn ichs nur erhalte. Ich will gleich deine Eltern davon benachrichtigen, sie werden gewiß einwilligen, um deine Schande nicht der ganzen Welt zu zeigen."

„O Wilhelm! die fiele auf dich. Du wärst im Stande, sterbende Sanftmuth in Zorn umzuschaffen. Glaube nicht, daß der Rächer für solche Bosheiten schläft. Sonst pflegt man vor dem Krankenbette we-

nigstens Mitleiden zu fühlen. Du bist dieses Gefühls nicht fähig. Sage meinen Eltern nichts. Ich will diesen schwarzen Zug deiner Seele ihnen verhehlen. Ich will sie bereden ohne diese unmenschliche Drohung. Elender! so muß ich dich jezt nennen, — du hast von dir gestoßen, die dich liebten, die dein Glük befördern wollten."

„Sprich nicht so viel, mein Schaz, deine Krankheit könnte sich schnell verschlimmern, und mir mein Geld so durch einen schnellen Tod geraubt werden. Ich will deine Eltern zu dir schiken. Mach' alles wie du willst, nur heute muß es noch in Ordnung."

Louisens Eltern gaben ihren Bitten nach, so wenig er es auch verdiente. Er erhielt das Dokument in der besten Form, und gieng nicht einmal der edlen Seele dafür zu danken, die im Tode noch so viel Liebe für den fühlte, der dessen Ursache war.

Aber der Rächer schlief nicht, wie Louise es prophezeiht hatte. Die Freude, ein Weib los zu werden, die ihm viel zu tugendhaft war, und doch ihr Geld zu behalten, verleitete ihn zu vielen Ausschweifungen. Diese führten ihn, noch ehe Louise starb, in Händel. Er wurde tödtlich verwundet, und erlebte ihren Tod nicht.

Jezt entdekte Louise ihren Eltern die ganze Denkungsart des Elenden. Jezt aber, frei von ihm, fühlte sie auch, wie weh sie sich gethan. Sie brachte noch einige Wochen zu, in welchen ihre Eltern alles beitrugen, ihr ein ruhiges Ende zu verschaffen.

Sie starb mit der innigsten Reue über ihren Fehler, und mit der Ueberzeugung, der Schöpfer des Lebens habe nur über das Leben zu gebieten.

* * *

Die Mittheiler dieser Geschichte haben mir versprochen, einige ihrer Aufsäze während ihrer Krankheit mir zuzusenden, die ich, wenn ich sie erhalte, dem folgenden Theile beifügen werde.

Tilly und Tonart,
zwey Freunde; der eine Selbstmörder aus Gefühl der Unterdrükung.

Unter einem Regimente lebten zwei Unteroffiziere sehr freundschaftlich zusammen. Sie theilten ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Arbeiten halfen sie sich erleichtern, trugen ihre Last, und ihr Genuß, mochte er sein wie er wollte, war ihnen gemeinschaftlich. Sie wären glüklich zu nennen gewesen, wenn nicht die rauhe Härte ihres Majors in dieses friedliche Leben manche Unruhe geworfen, und zulezt dahin es gebracht hätte, daß der eine sich von der Welt schaffte.

Ambition sollte eigentlich Eigenschaft jedes braven Soldaten sein. Sie hatten sie beide. Pünktlich in ihrem Dienst, war unter allen Befehlshabern beim Regimente keiner, der ihnen nicht gewogen war, der sie nicht lobte, außer eben diesem Major, der den Fehler hatte, daß er den Zufall beim Menschen zu oft auf die Rechnung des Willens schob.

Hieraus entstand bei ihm der Wahn, Fehler des

Untern dem beizulegen, der über ihn wachen sollte, und weil er sich selbst nicht vom Mangel an Aufmerksamkeit freisprach, so pünktlich er auch übrigens auf Ordnung und Dienst hielt, ihn immer noch pünktlicher und ordentlicher von sich selbst verlangte, so war er um so mehr strenge gegen jeden, der unter ihm stand. Die Folge hiervon war, daß die mehr als die übrigen litten, deren Untergebne am boshaftesten waren, und den meisten Unfug machten.

Es trifft sich gemeiniglich beim Menschen, daß, wenn er auf einer Seite des Glüks zuviel hat, auf der andern Unglük auf ihn wartet. Das Verhältniß ist für dieses Leben einmal so ausgetheilt, und niemand darf erwarten, ohne Störung guter Tage zu genießen. Es hatten diese beiden innigen Freunde gerade die Aufsicht über menschenfeindliche störrische Geschöpfe, die aus blossem Müßiggang diesen Stand gewählt und geglaubt hatten, es lebe sich darin, wie in einem Himmel, die nun aber gewahr wurden, daß es sich bei der Ordnung nicht so gut leben lasse, wie beim Betteln.

Tausenderlei Verdruß, den sie wirkten, fiel auf die Rechnung der Vorgesezten, und es gieng fast keine Woche hin, wo nicht einer oder der andere etwas auszubaden hatten. Sie wurden dann vom Major angefahren, und bekamen ungerechte Vorwürfe, da sie so ausgemacht unschuldig waren, daß ihre übrigen Offiziere sie frei sprachen. Aber wer getraute sich, dem Major sich zu widersezen; und wurde ja außer

dem Dienste hin und wieder ein Wort darüber gesprochen, und unternahm es einer, dem Major freundschaftlich zuzusprechen, daß er doch Männer von so ausgezeichneten Verdiensten milder behandeln sollte, so antwortete er:

„Das verstehen Sie nicht, meine Herren! Strenge ist das Wahre vom Dienst: ohne sie bestehen wir nicht. Die Männer sind gut, ich habe darwider nichts. Aber sie könnten immer noch besser sein. Man kann nicht gut genug sein. Redete ich nicht so viel, und wäre ich nicht so scharf, Sie würden sehen, welche Unordnungen noch einreißen würden. Lassen Sie mir darin meinen Willen. Ein weicher Soldat ist so gut wie kein Soldat. Wenn es einmal Gelegenheit giebt, werd' ich die Männer schon empfehlen."

Immer war das nicht schlecht gesprochen, davon aber wußten doch die Unteroffiziere nichts. Sie konnten nicht im Herzen des Majors lesen, was er für sie dachte, sie schrieben ihr Unglük auf Rechnung seines Temperaments, ertrugen, was sie ertragen konnten, trösteten sich unter einander, und klagten sich die Ungerechtigkeit ihres Obern.

Weil viele wußten, es geschehe ihnen zu viel, so waren diese wieder freundlicher gegen sie, und das war der Grund, warum sie noch lange trugen und öfter es nicht achteten, wenn sie unschuldig Verweise bekamen.

Einstens aber waren von Tonarts Untergebnen Mann desertirt, die übrigens noch die besten un=

ter seinen Leuten gewesen. Ihm selbst war das so ärgerlich, daß er sein Leben schon ganz satt hatte. Als Lärm von der Sache wurde, und sie bis zum Major kam, so fiel der ganze Hagel des Zorns und der Rache dieses Mannes auf den armen Tonart.

„Er ist ein Taugenichts," sagte er zu ihm. Immer giebt Er sich das Ansehen, als ob Er ein noch so guter Aufseher wäre, und nie geschehen Excesse, sie sind bei Ihm, oder bei seinem ewigen Gefährten Tilly. Ich werde Euch beide aus einander bringen, denn wer weiß, womit Ihr im Stillen Eure Zeit verderbt, anstatt auf den Dienst und auf den Unterricht Eurer Leute zu sehen. Sind doch im ganzen Regimente keine Menschen, die man mehr lobt, und die weniger es verdienen."

Tonart schwieg. Er durfte ja nicht widersprechen. Nichts war ihm schmerzhafter gewesen, als daß man ihm die Freundschaft seines Tilly zum Vorwurf gemacht, und nichts war ihm empfindlicher, als der Wink von Trennung. Er gieng traurig umher, insbesondere, weil der Major ihm befohlen hatte, die Ursache der Entweichung herauszubringen.

Wie freute sich aber Tonart, als nach acht Tagen die beiden Leute selbst wieder erschienen, und sich bei ihm meldeten! Sie wollten von ihrer verdienten Strafe nicht frei sein; allein sie wollten ihre verlorne Ehre wieder erhalten. Eine schlechte Weibsperson hatte sie verführt. Sie waren bald inne geworden, wie elend sie gehandelt, sich von ihr hintergehen zu lassen. Doch war ihnen der Weg in andre Dienste

noch offen gewesen, und vielleicht hätten sie über den Eid der Treue diesmal weggesehen, wenn sie nicht erfahren, daß Tonart ihrentwegen so sehr in Unruhe gewesen, und so viel Verdruß gehabt habe. Da er nun immer gut und freundlich gegen sie gewesen, so hatten sie sich nicht sein Unglük wollen zu Schulden kommen lassen.

Tonart umarmte sie, versprach ihnen, er wolle alles thun, ihre Strafe zu mildern, und wolle auch für die Zukunft besonders viel Vertrauen in sie sezen. Dieß war in der Nacht geschehen, und am frühen Morgen eilte er zum Major. Er fand ihn äußerst mißmüthig, hofte ihn durch seine Erzählung aufzumuntern, und trug seine Sache mit einer der Subordination doch angemessenen Fürbitte für die Kerls vor.

„Er hat allerdings Recht," sagte der Major, daß die Leute zu begnadigen sind. Seine Schuld aber mindert sich durch diese Wiedererscheinung nicht. Hätte Er darauf Acht gegeben, daß kein lüderliches Mensch sich zu seinen Leuten gesellt, so wäre der Exceß nicht paßiert. Er und Tilly sind meine Geiseln. Giebt der Eine mir nicht Gelegenheit zum Aerger, so thut's der Andere. Diese Nacht ist einer von Tilly's Leuten wieder fort; ruf er mir ihn. Ich will Euch Ordnung lehren, oder das Donnerwetter soll euch auf den Kopf fahren! Die beiden Leute behält Er nicht; sie werden zu einer andern Kompagnie abgegeben."

Tonart, der freudig gekommen war, gieng sehr traurig zurük. Er rief seinen Freund Tilly. Dieser wußte

sein Unglük schon, und bereitete sich standhaft auf die Predigt, die seiner wartete. Dann kündigte Tonart den beiden Zurükgekehrten den gänzlichen Pardon an, begleitete diesen aber mit der Nachricht, daß sie versezt werden sollten. Kein Donnerschlag hätte sie mehr schreken können. Aus einem Munde tönten Beide, daß sie nie wiedergekommen wären, wenn sie das hätten vermuthen können; daß diese Strafe schreklicher sei, als wenn sie die ausgehalten, die die Geseze vorschrieben, und daß dieß nicht ein Mittel wäre, sie zu bessern, sondern vielmehr, sie aufs neue zu verleiten.

Tilly erschien izt vor dem Major. „Welcher Teufel," war die Anrede, „reitet denn euch beide, daß immer Ihr es seid, die mir Verdruß machen? Beim ganzen Regimente kann alles ruhig sein, nur bei Euch giebts immer etwas. Wie ist der Kerl durchgekommen?"

„Herr Major! Er hat sich durch die Mauer durchgearbeitet. Es ist ein unglükliches Schiksal, daß niemand wach davon geworden."

„Eine unglükliche Nachläßigkeit, eine Faullenzerei; oder vielleicht gar nicht da gewesen, in einem Spielhause gesessen."

„Herr Major, da findet man mich nie."

„Ja freilich werdet Ihr euch wohl hüten, Euch da sehen zu lassen. Ihr seid beide ein paar Schleicher, die uns alle hintergehen. Habt Acht, wenn Ihr einmal entdekt werdet, wird ein schweres Gericht über Euch kommen. Und ich sage Euch zum lezten male —

sei es Tonart oder ihr — das erste mal, daß bei einem wieder etwas vorfällt, trenne ich Euch. Dann will ich doch sehen, ob es nicht endlich Ordnung geben wird."

Tilly kam zu Tonart zurük, und klagte ihm seine Noth. „Ich lasse mir viel gefallen, aber alles nicht," sagte er. „Das darf nicht sein, daß man mit uns umgeht, als mit Liederlichen, da wir die treuesten Befolger unsrer Pflichten sind."

Sie kamen an demselben Abend zusammen, und redeten noch weitläuftiger davon. „Uns trennen, sagte Tilly, heißt uns alle Freuden des Lebens, ja das Leben selbst nehmen. Ich mag ohne dich nicht leben, und ich weiß nicht, was ich thue, wenn man dich mir raubt."

„Gerade das ist mein Gedanke," erwiederte Tonart. „Du nimmst mir das Wort aus dem Munde. Wirst du von mir getrennt, so nehm, ich mir das Leben. Es giebt gar nichts, was uns das ersezen kann, was uns unsre Freundschaft gewährt. Sie ists ja, die uns für jede Mühseligkeit schadlos hält, jeden Kummer uns lindert, die uns tröstet, wenn wir vom Schiksal verfolgt werden. Aber das wollen wir thun. Mehr als jemals soll uns unser Dienst am Herzen liegen. Ich will die Stunden meiner Erholung einschränken. Thue du ein gleiches. Wir wollen unsre Untergebnen bitten, wollen sie anflehen, daß sie uns keine Unruhen machen. Wir wollen doch wohl durch Güte es dahin bringen, wohin Andre durch Strenge es bringen."

Hierin mochte der Major nun wohl mehr Recht

haben, als diese Beide. Menschen, die einmal verdorben sind, sind durch Güte nicht mehr zu zwingen, und unter diesen Haufen finden sich deren immer. Einige unter ihnen spotteten der Nachsicht und der Bitten der Obern, die sie ihrer Meinung nach aus Zagheit verschwendeten, und andre, die noch boshafter waren, nahmen sich vor, durchaus nun das Glük der Leute ganz in Unglük zu verwandeln.

Tonart war der erste, den sie zu ihrem Opfer ausersahen. Er hatte, so wie keiner, nicht die Erlaubniß, sie über die bestimmte Zeit ausbleiben zu lassen. Ihrer zwei lagen ihm wegen eines Festes, wobei sie zugegen sein wollten, so lange an, daß er endlich nachgab, und ihnen Freiheit ertheilte, zwei Stunden länger wegzubleiben.

Sie hattens drauf angelegt, sich zu berauschen, und berauscht ihrem Lieutenant in den Weg zu kommen, der immer in der Nähe des Hauses, welches sie dazu gewählt, sich aufhielt. Allein zu diesem Zwek gelangen sie nicht einmal, denn ehe sie von da weggiengen, verschaffte ihnen ihr Rausch Händel. Sie wurden eingezogen, und Tonarts Erlaubniß rettete sie zwar von ganz strenger Strafe, aber um desto übler war dieser dran. Das Ganze fiel natürlich, und dies nicht ganz mit Unrecht, auf ihn. Er kam in Arrest, und nach gehobnem Arrest sollte er versezt werden.

Also war denn endlich der Augenblik erschienen, in dem dies unzertrennliche Band gelöset werden sollte. Des Majors einmal gegebnes Wort war ihm ein

Heiligthum, und jedermann wußte, daß da nicht zu widersprechen war.

Tilly sah also vorher, daß diese Trennung sich nicht mehr ändern ließe. Er sahe vorher, daß ihm heute oder morgen eben so von seinen Untergebnen würde mitgespielt werden. Er dachte an die Unterredung des erwähnten Abends. Da hatte Tonart gesagt, er nähme sich das Leben, wenn er von Tilly getrennt würde. „Er wird es also thun," sagte er, „denn ich kenne Tonart. Wir wollen ihm zuvorkommen. Mein Leben steht dem Könige alle Tag bereit, und meinem Freunde wollte ichs nicht opfern? Guter Major, du wirst deine Härte bereuen." Er sezte sich und schrieb Folgendes:

Liebster Tonart!

Wir sind auf den Punkt unsrer Trennung. Rettung davon giebt es nicht mehr. Du hast mir deinen Entschluß bekannt gemacht. Ich komme dir zuvor. Ich fühle es, ich würde wider den Major wüthen, und bald das Opfer dieser Wuth werden. Dich bitte ich, das nicht zu thun. Schik ihm dies Billet. Es wird ihn wohl erweichen, und wenigstens wird er sanfter gegen dich und in Zukunft gegen Andre werden. Leb wohl, Tonart; bald siehst du wieder

Deinen

Tilly.

Den andern Morgen fand man Tilly in seinem Zimmer erschossen. Der Brief wurde zum Major gebracht, der ihn erbrach, und las — und ganz gerührt wurde.

Seine Härte stand ganz vor ihm, und so entschlossen er sonst war, so wußte er hier doch nicht was er vornehmen sollte. Lange zweifelhaft, verdrängte endlich die Menschheit alle übrigen Empfindungen. Er gieng selbst zu Tonart, der sich nicht wenig wunderte, den Major bei sich zu sehen, noch mehr aber, wie er ihn sahe. Denn er sprach väterlich und freundschaftlich mit ihm, sagte ihm, er wäre schuld an einem großen Unglük, und ließ sich vorher Verzeihung versprechen.

Freilich wollte Tonart außer sich kommen, als er es hörte, und das Billet las. Freilich machte er dem Major bittre Vorwürfe; aber da dieser bat, was konnte er da anders thun, als ihm verzeihen?

Er beweinte seinen Freund, und hatte von der Zeit an, an dem Major einen Beschüzer, und wenigstens etwas Ersaz.

* * *

Es soll kürzlich im S** Militair eine Geschichte vorgefallen sein, die mit dieser Aehnlichkeit hat. Man würde mich sehr verbinden, wenn man sie mir mittheilte.

Martin Ehrwärter, unschuldiger Vatermörder, Selbstmörder aus Verzweiflung.

Im Mittelstande des Glüks, nicht arm und nicht vermögend, und doch reich, weil sie zufrieden waren, lebte die Familie eines Jägers. Mutter und Tochter, Vater und Sohn, und ein flinker hübscher Jä-

gerbursche machten die Anzahl der Einwohner eines kleinen im dichten Walde gelegenen Häuschens aus, wo Friede thronte, und Genügsamkeit jedes Mahl und jede kleine Freude würzten. Hier störte kein Wunsch, der der Erfüllung unmöglich war, die Ruhe der kleinen Gesellschaft, denn sie kannten keinen Wunsch, als den sie sich befriedigen konnten. Der Vater dieser Familie war in der Welt umher gewesen, hatte viel gesehen, aber Salomonis Weisheit, daß alles unter der Sonne eitel sei, früher war gefunden, als Salomo selbst. Er hatte beschlossen, von allem Geräusch entfernt, sich sein Glük zu suchen, und hatte es wirklich in einem armen aber unschuldigen Mädchen, und in der kleinen Stelle gefunden, die ihn mäßig ernährte.

Die zwei Kinder beförderten diese Glükseligkeit, und er glaubte sie auf diese Nachkommen forttragen zu können, wenn er sie mit so Wenigem außer sich bekannt machte, als er nur entfernt halten konnte. Gerade um die Zeit, wie sie so weit herangewachsen waren, daß sie vom Beispiel böse oder gute Wirkungen annehmen konnten, führte ihm das Glük einen Jägerburschen zu, der ganz unverdorben noch war, dessen Denken mit Martins und Feliziens Seelen harmonirte, und der nicht fähig war, seine Kinder in ihrer Einfalt irre zu machen.

Manches Jahr gieng so hin. Martin war ein rüstiger Junge geworden, der dem Dienste des Vaters sehr gut schon vorzustehen vermochte, und Feli-

zie war ein artiges reifes Mädchen, das der alte Ehrwärter in der Stille für Rudolph den Jägerburschen bestimmt, sorgfältig aber bisher sich gehütet hatte, es ihn merken zu lassen, um ihn in seinem Dienste desto aufmerksamer zu erhalten, denn das sahe er wohl, daß beide sich nicht abgeneigt waren. Jede kleine Gefälligkeit, die Feliziens Arbeit erleichtern konnte, sah er ihr an den Augen ab, und fühlte sie schon das Feuer noch nicht, was Rudolphen quälte, so sah sie es doch nicht ungern, wenn er mit ihr plauderte, wenn er ihr die Hand drükte, wenn er sie artig und schön nannte.

Der Alte hatte sich einen Tag der Wonne ausgedacht, der sein Glük krönen sollte. Er hatte ein Mädchen für seinen Sohn auf dem Korne, das ganz die Eigenschaften der Gattin hatte, die ihn einst glüklich gemacht, und noch in diesem Glüke ihn erhielt. Er wollte ihn mit diesem Schaze bekannt machen, und wenn sonst sie miteinander zufrieden wären, so sollte Ein Tag diese beiden Verbindungen knüpfen, und zu diesem Tage hatte er den 25sten Jahrstag seiner eignen Ehe bestimmt. Dann wollte er ruhig abwarten, wenn der Störer des Menschenglüks, der Tod, sich ihm oder seinem geliebten Weibe nähern würde.

Allein dieser Würgengel erschien zu früh, als daß Ehrwärter seinen schönen Plan hätte ausführen können. Seine theure Hälfte griff ein heftiges Fieber an, und in wenig Tagen war sie dahin. Nicht leicht

war der Alte aus seiner Fassung zu bringen. Dies aber machte ihn ganz bestürzt, und seine Kinder waren durch ihre Liebkosungen nicht im Stande, ihm das schmerzhafte Andenken zu vertilgen.

Indessen befolgte er den lezten Willen der Verstorbnen. Sie hatte ihn gebetten, Rudolphen mit Felizien zu verheirathen, und nicht abzuwarten, bis Martin sich mit seiner bestimmten Braut bekannt gemacht. „Rudolph ist älter als er, sagte sie, laß ihn erst aus dessen Beispiel sehen, wie glüklich ein Weib machen kann; denn in dem Jungen stekt verborgenes wildes Feuer, das erst ein wenig verrauchen muß.“

Ob dies Ahndung der traurigen Zukunft gewesen, die dann nur um so trauriger gewesen sein würde, wenn Martin ein liebes Weib zur Wittwe gemacht, das lasse ich dahin gestellt sein, wenn ich schon sehr geneigt bin, es zu glauben.

Rudolph und Felizie wurden ein Paar, aber der alte Ehrwärter sahe nur seinen Verlust in diesem Beispiel erneuert, und seine Schwermuth nahm immer mehr und mehr zu. Er kettete sich jezt fester an Martin als an seine Tochter. Er sah in diesem Sohne sich leben, er fürchtete ihn zu verlieren, wenn er ihn verheirathete, und es gieng ein ganzes Jahr hin, ohne daß er daran gedacht hätte, das Mädchen wieder zu besuchen, die er für ihn gefunden, gerade als ob der Himmel bei so vielem über dieses Haus

beschlossenen Unglük, nicht noch Fremde mit hinein hätte verweben wollen.

Des alten Ehrwärters Gedächtniß hatte besonders durch seinen Kummer gelitten, und oft wußte er nach einer Viertelstunde nicht mehr, was er gethan oder befohlen.

Eines Tages erhielt er Bestellung auf zwei Stüke Wild. Er gab seinem Sohne den Auftrag, nach dem einen zu gehen, und beschrieb ihm genau den gewöhnlichen Ort des Aufenthalts. Das andere, in einiger Entfernung davon, sollte Rudolph aufsuchen, und beide sollten mit Tagesanbruch fortgehen.

In dieser Nacht vor dem unglüklichen Tage hatte, der alte Ehrwärter einen freundlichen Traum. Es kam ihm vor, als ob seine Gattin noch lebte, und das Bild wirkte so heftig auf seine Seele, daß er beim Erwachen den Gedanken nicht verlieren konnte. Die Täuschung gieng so weit, daß er sich dachte, du willst dein Weib nicht weken, sondern erst deine Arbeit thun. Diese Arbeit war keine andere, als das Stük Wild selbst zu schießen, das er seinem Sohne zu erlegen aufgetragen, und in der vollen Ueberzeugung er habe dies sich zugetheilt, schlich er sich mit seinem Gewehr zur Hinterthür hinaus. Martin und Rudolph glaubten den Vater noch schlafend, und schlenderten wenig Minuten nach ihm fort. Im Walde theilten sie sich, und jeder gieng seinen Weg. Martin kam an die bestimmte Stelle, und hörte Geräusch im Busch. Er

stellte sich. Er sahe zwar nichts deutlich, aber er sahe doch ein Weben hinter dem Busch, und da er seiner Sache gewiß war, daß kein andres Stük sich hier aufhielte, und fürchtete, wenn es sich in den Busch fortschliche, es zu verlieren, so zielte er wohl auf die Stelle, schoß, und hörte auch keine weitere Bewegung.

Er gieng darauf zu, — aber wie wurde ihm, als er, anstatt des Stüks Wild, seinen Vater in seinem Blute erblikte! Er hielt es für einen Traum, sahe lange starr darauf, ob das Bild ihm nicht verschwinden würde, und da es nicht weichen wollte, untersuchte er, und fand nur zu sehr, wie wahr alles sei. Stumme Betäubung folgte.

Auf einmal hörte Rudolph einen zweiten Schuß, und da ihm das etwas ungewohntes war, da er gewiß wußte, hatte Martin zum erstenmale gefehlt, so konnte er nicht so schnell wieder zum Schuß kommen, da kein anderes Stük zu schiessen erlaubt war, so überfiel ihn eine Angst, Martin wäre in den Händen von Wilddieben, und er eilte auf die Stelle zu.

Da lagen nun Vater und Sohn neben einander, und schwammen im Blut. Rudolph warf sich neben beide, und fand Martin zuerst noch leben. „Um Gottes Willen! was ist das?" rief er aus, und richtete den Halbsterbenden in die Höhe.

„O! sagte Martin, du siehst den schreklichsten Mörder vor dir. Hier diesen alten Mann habe ich statt des Wilds erschossen. Gott weiß es, wie er

hieher gekommen ist." Martin erzählte das, was wir oben gehört haben, und sezte hinzu: „Ich war kaum gewiß, daß dies mein Vater sei, als eine unwiderstehliche Gewalt mich trieb, sein Gewehr gegen meine Brust zu sezen. Der schrekliche Ruf: Vatermörder, drang von allen Seiten auf mich zu. Ich sahe dich und meine Schwester mich hassen und verachten. Weg von der Welt, rief ich wütend aus, und drükte los."

„Unglüklicher!" rief Rudolph, „wie übel hast du gethan!" Indem regte sich der Alte. „O Gott! er lebt noch, unser Vater," rief Rudolph, rannte ins nächste Dorf, und holte Hülfe.

Beide wurden nun nach Hause gebracht. Feliziens Gefühl bei dem gräßlichen Anblik wollen wir nicht malen. Martin starb noch eher, als der Vater. Dieser bekam Sprache und Verstand wieder. Rudolph mußte sich zu ihm sezen, und ihm alles erzählen. „Er hat sich sehr übereilt, dieser Sohn," sagte der Alte. „Er kann nichts davor. Der Himmel wollte, daß er mich in einem der süßesten Augenblike dem Tode nähern sollte."

Er erzählte seinen Traum, und die Folgen desselben. Dann sagte er:

„Seid nicht so trübe, meine Kinder, mir ists nicht so schlimm, als ihr denkt. Komme ich nicht zu ihr, die ich liebe? Und Martin treffe ich ja auch dort an. Diese Sünde wird ihm der dort oben gewiß nicht zurechnen. Der arme Junge! hätte er wohl mit

dem Vorwurfe leben können, seinen Vater gemordet zu haben, so unschuldig er es auch that? Und nun sind wir drei zusammen. Zwei sind vorausgegangen, und zwei lasse ich zurük? Ich bin der Mittelpunkt von euch. Hier segne ich euch, dann gehe ich, mit jenen zu genießen. Wenn ihr einst euch um mich her versammeln werdet, dann werdet ihr sagen, ich hatte Recht.“

Der gute Alte wollte von der ganzen Sache keinen Lärm gemacht wissen. „Ihr seid alle Zeugen, sagte er zu den Umstehenden, wie es zugegangen. Ihr wißt, hierbei ist nichts Strafbares. Unterdrükt die Geschichte. Es giebt der bösen Menschen viel, und sie könnten meinem guten Rudolph und Felizien noch Verdruß darüber machen. Ich kenne die Gerechtigkeit, wenn ihre Pünktlichkeit die Billigkeit hintansezt. Meine Unvorsichtigkeit ist an allem schuld, und gewiß hat es der Himmel so haben wollen, sonst wäre es anders gekommen.“

Er ließ alle Anwesende weggehen, und blieb nun noch mit Felizien und Rudolph allein. „Hört, lieben Kinder, sagte er, zieht nicht aus meiner Hütte fort. Mach mir einen Aufsaz an meinen Herrn, Rudolph, beschreib ihm das ganze Unglük, was uns betroffen, und bitte für dich um meine Stelle. Ich wills noch unterschreiben, und er wird dir es gewiß gewähren.“

Rudolph gieng, um den Befehl zu vollziehen, und der Alte blieb mit Felizien allein. Jezt malte er ihr noch einmal das Bild ihrer Mutter, und alle Tugen-

den derselben, und bat sie, die Fußstapfen dieser würdigen Frau nicht zu verlassen, da sie übrigens ganz ihr Ebenbild sei. „Du weißt, Felizie, sprach er, mit welcher Sorgfalt ich euch, meine Kinder, erzog. Thue an den deinigen ein gleiches. Sei deinem Manne so treu und werth, wie deine Mutter es mir war. In der That, der Himmel hats gut gemacht. Ich war auch zu nichts weiter nuze. Ich hätte nur Schwermuth in euren heitern Frieden gebracht."

Rudolph kam zurük, und Ehrwärter unterschrieb.

„Ihr sollt am heutigen Tage nie trauern, sagte er. Er soll ein Jahrsfest bei euch sein. Aber nennt ihn das Jahrsfest der Erlösung eures Vaters."

Er wurde schwach, segnete seine Kinder, und starb in Feliziens Armen.

Man legte Sohn und Vater in ein Grab. Rudolph erhielt die Stelle. So schreklich diese Geschichte ist, so wird es doch nicht leicht einen Frommen geben, der, wenn er sie lieset, nicht ausrufen sollte:

Der Herr hat alles wohl gemacht.

Liebenwald, Selbstmörder durch jugendliche Ausschweifungen.

Kurz nach der Erscheinung des ersten Theils neuen Biographien der Selbstmörder erhielt ich folgenden Brief:

„Mein Herr!

„Ich habe Ihre Biographien der Selbstmörder ge-

lesen, und sie interessant gefunden. Ich habe in meiner Familie selbst einen so traurigen Fall gehabt, und geglaubt, er enthalte vielleicht Lehrreiches genug, um nüzlich werden zu können.

„Mein einziger Bruder erschoß sich auf der Universität zu * *. Ich war nicht mit ihm erzogen, denn ein Onkel, der keine Kinder hatte, nahm mich von meinem Vater weg, und dieser mein Bruder blieb dort. Wir waren damals drei und vier Jahr. Ich habe seitdem nie Gelegenheit gehabt, ihn länger als einmal einige Stunden zu sehen. Ich wußte also nicht das geringste von seinem Charakter, konnte auf keine einzige Ursache seines Verfahrens schließen, als man mir die traurige Nachricht gab. Ich eilte, sobald ich mich von der ersten Bestürzung erholt, nach * *, um seine Sachen in Empfang zu nehmen, und von dem Unglük nähere Erkundigung einzuziehen. Ich forschte gleich bei meiner Ankunft nach, und niemand vermochte mir Auskunft darüber zu geben. Alle behaupteten, er habe einen sehr tadelsfreien Lebenswandel geführt; Schulden brauchte er nicht zu machen, denn er hatte Vermögen, auch hatte er deren nicht. Alles, was man an ihm bemerkt haben wollte, war stille Schwermuth gewesen, die ihn aber oft mitten unter Freuden überfallen, und ihn auf einmal untauglich für die Gesellschaft gemacht. Er habe dann nie jemanden gestört, sondern so verstekt wie möglich sich davon geschlichen.

„Den Tag vor seinem Ende hatte er noch in einer

sehr großen Gesellschaft die ganze Stärke seiner Kenntnisse in verschiedenen Fächern gezeigt, und war ungewöhnlich heiter gewesen. In der nämlichen Laune hatte er den Ort verlassen, und war auf sein Zimmer gegangen. Hier hatte er sich eingeschlossen, und einige seiner Kommilitonen, die ihn noch besuchen wollten, abgewiesen. Nach zwölf Uhr fiel ein Schuß.

„Ein einziger im Hause war noch auf, und studirte; eben einer von denen, die zu ihm hatten gehen wollen. Wie ein Bliz fuhr es durch seinen Kopf, daß er es sein könnte. Er lief an das Zimmer, und da der Pulvergeruch durch die Thüre zog, machte er gleich Lärm im Hause. Alles erwachte, der Hausschlüssel wurde gebracht, das Zimmer geöffnet, und er lag in seinem Blute im Bette. Der Schuß war durch den Schlaf gegangen, und das Gehirn ziemlich umher gesprizt. Das Gesicht war wenig verzogen gewesen.

„Man hatte ihn öffnen lassen, und die Aerzte hatten, sei es um Wahrheit oder Entschuldigung und Schonung gewesen, ihn für zerrüttet am Verstande ausgegeben.

„Das war alles, was ich dazumal zu erfahren im Stande war. Seine Lehrer, und alle die ihn kannten, gaben ihm die besten Zeugnisse. Ich bedauerte den Verlust unendlich. Indessen suchte ich alle seine Schriften durch, und konnte auch nicht eine Zeile finden, die auf die Sache selbst angespielt hätte.

„Erst nach zwei Jahren, da ich nichts weniger als das erwartete, fand ich ein geheimes Fach in seiner Schatulle, deren ich mich jezt immer bediente, und als ich es öffnete, lag ein Päckchen Schriften darin, worauf stand:

Für meinen Bruder, mich selbst betreffend.

„Ich nahm sie begierig, denn ich war überzeugt, daß sie etwas von seinem Leben enthielten, und immer noch, wenn ich an ihn dachte, hatte ich mir auch den Gedanken gedacht, daß es schreklich wäre, daß er nicht eine Ursache seines Verfahrens angegeben, um wenigstens die Seinigen in etwas zu beruhigen.

„Ich öffnete das Päkchen und fand auf einem besondern Blatte folgende Zeilen:

„Lieber Bruder!

„Die Rechte der Verwandschaft fordern von „mir, daß ich dir Rechenschaft von meinem Heimgange aus dieser Welt gebe. Ich weiß zwar „nichts weiter, als daß du mein Bruder bist, und „weil ich die Welt, mit welcher ich lebe, so nenn, „so gebe ich dir diesen Namen auch von ganzer „Seele, und verbinde damit den Wunsch, daß es „dir besser gehe, als es mir gegangen ist. Lies „diese Bogen und urtheile.“

„Bei fernerer Eröffnung fand ich die Einlage. Ich bitte Sie, diese zu lesen, ehe Sie in meinem Briefe fortfahren.“

Ich folgte der Erinnerung meines Korrespondenten, und las folgendes:

„Aufsäze, die das merkwürdigste aus meinem unglüklichen Leben, und die Gründe zu meinem selbstgewählten Tode enthalten. An meinen Bruder.“

„In meinem sechsten Jahre, lieber Bruder, fieng ich an, gewissermaßen nachzudenken, daß ich sei, und zu forschen, warum ich wäre. Ich hörte immer viel von einem Bruder sprechen, der auch meines Vaters Kind sei, und den ein reicher Onkel zu sich genommen, und gesagt, er wolle ihn zu seinem Erben machen. Besizen wollen ist dem Menschen angeboren, und ich wußte so viel schon zusammen zu reimen, daß der Bruder durch diese Erbschaft mehr erhielte als ich. Ich dachte kindisch genug darüber nach, was wohl der Grund dieses Vorzugs sein möchte, und nach langem Bemühen abstrahirte ich mir, daß er älter sein müßte als ich, und daß der Onkel seines mehreren Verstandes wegen zu sich genommen.

„Zufälliger Weise entfuhr mir bei meinem Vater einmal die Frage: ob ich oder er der Jüngere wären? und da ich das leztere hörte, welches nun meinen ganzen Plan umstieß, so ward ich so erbittert, daß ich weinte. Mein Vater wollte die Ursache dieses Auftritts wissen, und ich entdekte ihm, daß ich es sehr unartig vom Onkel fände, daß er meinen jüngern Bruder mir vorgezogen, und daß ich keine Ursache davon einsähe.

„Mein Vater erwiederte, der Onkel habe gefunden, ich sei ein unruhiger Kopf, und habe mich deswegen

nicht genommen, denn ihm wäre es einerlei gewesen, welchen er gewählt."

„Ich weiß nicht, warum meine Thränen bei dieser angegebnen Ursache gleich wieder vertrokneten, es lag aber etwas in meiner Seele, was mich den Namen eines unruhigen Kopfs bedeutender denken ließ, weil mein Onkel sich für ihn gefürchtet, und ich fieng an diesen Onkel von Herzen zu hassen, den Bruder aber nicht mehr um seinen Reichthum zu beneiden. Von dem Augenblik an, fühlte ich aber auch in mir eine Tadelsucht gegen alles Keimen, was ich in der Welt sahe und wahrnahm.

„Es war ordentlich als ob es mir obläge, der unruhige Kopf zu sein, den man mich genannt hatte, und als ob diese Schadloshaltung allein vermögend wäre, den Gedanken an den Reichthum, den ich quit gegangen, zu verdrängen."

„So giengen einige Jahre hin, in welchen ich meinen Vater immer mit Fragen belagerte, was dieses oder jenes in der Welt für Ursachen und Gründe habe, insbesondere warum unter den Menschen, die doch Eine Art Geschöpfe wären, ein so erstaunlicher Unterschied sei; warum man das Uebel einreißen ließe, daß so viele Menschen nichts, und andere so viel hätten; warum so mancher verachtet würde, der nicht verdiente verachtet zu werden; warum so viele geehrt würden, von denen man doch sagte, sie machten Streiche, die Schande werth wären?"

„Mein Vater antwortete mir auf manches von

diesen, und führte Gründe an, die ich nicht begreifen konnte, und wenn ich darüber klagte, sagte er mir, ich verstände das nicht, und solle die Zeit abwarten, bis ich zur Einsicht davon käme. Er redete auch davon, daß ich meine Kräfte überspannte, daß ich mich nur halb mit Lernen und Forschen, und halb mit Spielen beschäftigen möchte, wie es einem Kinde angemessen sei."

„Von einem andern als meinem Vater würde ich das sehr beleidigend gefunden haben, von einem Vater soll man ja aber dergleichen nicht so finden, und wie konnte ich ihm widersprechen, da er den kindlichen Gehorsam mit auf mein Denken ausdehnte!"

„Indessen hörte ich doch nicht auf zu fragen, denn ich fand alle Augenblike neue Gegenstände, und dies möchte meinem Vater zulezt wohl so unangenehm werden, daß er sich des beschwerlichen Zwanges los zu sein wünschte, einem naseweisen Jungen zu antworten, der sich mehr um sich bekümmerte als er selbst."

„Ich bekam einen Hofmeister. Wie mir mein Vater dies ankündigte, sagte er mir zugleich, mein künftiger Lehrer sei ein großer Philosoph — ein Kenner der menschlichen Seele und des Harmonischen derselben mit dem Körper; er würde Zeit und Wissenschaft genug haben, um mir meine Zweifel zu widerlegen, wozu seine eignen Geschäfte ihm nicht das Nachdenken erlaubten. Ich glaube wohl, daß mein Vater diesen tiefen Denker sehr theuer bezahlen mußte, denn ich sah ihn in der Folge viel Geld verschwenden."

„Die erste Bekanntschaft, die mein Philosoph mit mir machte, um mich näher an sich zu ziehen, war die, daß er mich kennen lehrte, welche Freude der Wein dem Menschen gewährt. Ich trank mit ihm mir einen halben Rausch, und dann mußte ich so lange spazieren gehen, bis er wieder verflog, ohne mir zu schaden. Während dieses Ganges bewies er mir, der Mensch habe von der Natur Empfänglichkeit für Freude und Wonne erhalten. Allein der Mißbrauch, daß Individua diese Freuden für sich allein benuzen wollten, habe so sehr Ueberhand genommen, daß darüber eine ungleiche Austheilung derselben entstanden, und der eine Mensch nichts von diesen genösse, indeß der andre in ihnen schwelgte. Die Ungerechtigkeit in der Welt wäre so groß und allgemein, daß sie gar nichts mehr dagegen thun ließe, als sehen, wie man sich ihr entziehen, und für geraubte Rechte sich schadlos halten könnte.

„Diese Grundsäze hatten viel Eindruk auf mich gemacht, ich konnte aus ihnen mir alles Mangelhafte, was ich fand, erklären, und ich fühlte bald mehr Hochachtung für diesen Denker, als für meinen Vater selbst. Er erhielt mein ganzes Zutrauen. Wir sezten fest, gemeinschaftlich die Welt zu geniessen, so gut wir konnten, uns für die Ungerechtigkeiten des Schiksals schadlos zu halten, andere, die es noch mehr schlug, als uns, so viel wir könnten, zu unterstüzen, und weil vielleicht dies den Grundsäzen meines Vaters ganz widerspräche, ihm nichts von allem dem zu entdeken.

„Ich hatte mein fünfzehntes Jahr überlebt, und

fieng an, mich Mann zu fühlen.“ Dies Gefühl, „sagte mein Gefährte,“ muß man nie unterdrüken. Es ist höchst ungerecht, daß man es beim Menschen einschränkt. „Er lehrte mich den Unterschied beider Geschlechter, die Freuden der Liebe, und ich verehrte ihn dafür, wie einen Abgott.

„Wir lebten in der That, wie wahre Philosophen. Wir redeten in den Stunden, in denen wir keine Leidenschaften fühlten, über die Eitelkeiten der ganzen Welt, und in andern, wo uns Begierden hinrissen, folgten wir ihren Trieben, ohne uns an irgend eine Weisheit-Regel zu kehren.

„Dieses Leben dauerte ungefähr ein Jahr, als wir uns beide von einer Krankheit angegriffen fühlten, die zwar mein Mentor schon sehr gut kennen mochte, die mir aber bis izt noch ein wahres Geheimniß gewesen. Jener rieth mir zwar, diese Krankheit mit aller Sorgfalt, so wie er, zu verbergen zu suchen; allein, war seine Natur nun stärker, oder war er durch mehrere Vorfälle der Art schon abgehärtet, genug auf mich wirkte sie so weit sichtbarer, daß mein Vater aufmerksam wurde, einen Arzt mir schikte, der halb mit Güte, halb mit Gewalt mein Uebel von mir herauslokte. Ich mußte gleich hierauf in ein Zimmer allein, und mich vielen schmerzhaften Operationen unterwerfen. Es dauerte ein halbes Jahr, ehe ich mich wieder besserte, und wie ich mein Zimmer verließ, und nach meinem Mentor mich umsahe, war er verschwunden. Ich frug nach ihm, und mein Vater befahl mir, nie seinen Na-

men wieder zu nennen. „Er hat mich um meinen Sohn gebracht,“ sagte er. Freilich wollte ich ihn auch nur sprechen, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, denn die größte Glükseligkeit meines Geschlechts, Mann sein, hatte ich verloren, so ganz verloren, daß mir gar keine Hoffnung zu fernern Freuden der Liebe blieb.

„Mein Vater bedauerte mich, sprach sich nicht von der Last frei, zu diesem Unglük mit beigetragen zu haben, und rieth mir nun, mich irgend einer Wessenschaft zu widmen, worin ich bei dem gewissen Mangel an Zerstreuung es einmal zu einer glänzenden Höhe bringen könnte.“

„Jene Tadelsucht, die in Kinderjahren sich schon angefangen, verwandelte sich jezt in Bitterkeit gegen mein eignes Schiksal. Ich hörte viel von deiner glüklichen Lage, und ich hätte den Onkel umbringen mögen, daß er damals eine mir wenigstens ungerecht scheinende Wahl gemacht, und mich gleichsam verstoßen. Das war auch der Grund, warum ich euch damals so schnell verließ, als ihr uns einmal besuchtet. Du machtest mich auf ein reizendes Mädchen und die Seligkeit ihres Besizes aufmerksam, und ich fühlte in diesem Augenblik das ganze Harte, was mich getroffen. Ich könnte es nicht ertragen, von Vater und Onkel so hintergangen zu sein, gieng fort und erschien nicht wieder.

„Alle meine Geistesfähigkeiten zogen sich jezt auf das Wort Ungerechtigkeit zusammen. Meine ganze Jugend war schon Leitung darauf gewesen, meine

Lebenszeit, die ich unter meinem Mentor verlebt, hatte mich so oft und vielfältig darin bestärkt, daß alles auf der Welt nur auf Eigennuz gegründet sei, und nun kam bei mir noch die Verkettung nicht mehr in Bezug, daß das eine Geschlecht unsers gleichen, das andere unser Ziel sei. Ich war in der Schöpfung ausgeschlossen von den Freuden der Freundschaft und der Liebe; die ersten ekelten mich an, weil die leztern gewöhnlich am Ende Gegenstand ihrer Unterhaltung wurden. Und was ist auch Freundschaft ohne Zutrauen? Und konnte ich wohl zu einem Menschen das Zutrauen fassen, meine ganze Lage ihm zu entdeken?

„Doch fand ich noch in der einzigen Betrachtung der Natur Freude, die ich mit der verband, armen unterdrükten Menschen beizustehen. Dies war eine Tugend, die mein Mentor troz seiner Fehler hatte, und wegen welcher ich ihn immer verehrte. Was ist seliger, als Gleichheit unter den Menschen herstellen zu können? — Und wenn auch wirklich die Anspielungen, die mein Vater manchmal auf meines Mentors gewaltsamen Angriffe auf seine Kasse machte, gegründet gewesen wären, so blieb mir doch der Zwek, für den er dies Laster begieng, das er vielleicht für natürliche Freiheit hielt, immer verehrungswürdig.

„Mein Vater starb bald darnach, und du weißt es, daß er mir, obgleich ich noch nicht mündig war, die freie Disposition meines Vermögens überließ. Er

sagte, wer von der Liebe nichts zu fürchten hätte, werde auch nie Verschwender. In wiefern man das dadurch werden, oder nicht werden kann, davon hab' ich nie die Erfahrung gemacht. Ich war froh, daß ich in den Besiz der Kräfte kam, Armen Gutes zu thun, und bedauerte meinen Vater nicht sehr; denn mir war er in der Welt wenig nüzlich gewesen, und ich wußte es ihm fast nicht Dank, daß er mir das Leben gegeben.

„Jezt hob sich die Hauptepoche meines Unglüks an. Ich hatte ein Herz, das nicht ohne Gefühl war. Ich hatte in der physischen Liebe sehr viel Befriedigung gefunden. Man hatte damals noch wenig Rüksicht auf mich genommen. Ich war Kind, und wurde als Kind betrachtet. Jezt war ich Mann, man sagte mir, schöner blühender Mann. Was ich nicht für das weibliche Geschlecht fühlte, das fühlte dieses für mich. Man gab mir das zu erkennen. Man drängte sich an mich. Man war voll Geist, voll Feuer. Meine Seele war es gleichfalls. Es gab Augenblike, in denen ich vergaß, welch' eine Glükseligkeit ich verloren hatte. Ich ward bezaubert, entzükt. Ich arbeitete auf Seelenliebe. Physische Liebe mischte sich von der andern Seite nur zu bald ins Spiel, stellte mir meinen Irrthum und mein Unglük in ein schrekliches helles Licht, und ich mußte der Schwermuth unterliegen.

„Doch erholte ich mich einigemal von solchen angreifenden Stürmen, vermied die Gelegenheit in neue

dieser Art zu verfallen, vertiefte mich in Denken und Studieren, nahm die Einsamkeit zu Hülfe, und verließ zulezt gar meinen Geburtsort, wo man mich theils wegen meines Reichthums, theils wegen meiner Gestalt zu sehr verfolgte.“

„Ich gieng an den Ort, wo mein trauriges Ende bestimmt war. Ich sahe ein Mädchen. O daß mein Auge sie nie erblikt, daß man sie ewig vor mir verborgen gehalten hätte! Ich weiß nicht, wie es zugieng, daß ich mir bei ihrem Anblik einbildete, Liebe könne auch ohne Genuß bestehen. Ich weiß nicht, was mich so unaussprechlich an den Gegenstand kettete, daß ich ihn nicht zu meiden vermochte. Es war gewiß im Buche des Schiksals über mich beschlossen, ich sollte an dieser Klippe scheitern.

„Was mehr als alles zu meinem Untergange beitrug, war, daß ich bei der Schönheit dieses herrlichen Geschöpfs Verstand und Herz verbunden fand, daß sie die sanfteste Seele mit der richtigsten Beurtheilungskraft verband, daß sie eine der seltenen war, die unverdorben unter den Sterblichen gleich Engeln umhergehen.“

„Ich wurde genauer mit ihr bekannt. Da bei ihr alles wegfiel, was bei andern gleich ins Spiel kam, da ihre Leidenschaft immer nur Seele darstellte, so vergaß ich ganz, wer ich war. Ein ganzes Jahr gieng so hin, ohne daß jemand unsre öftern Zusammenkünfte wußte. Ich war wie in einem Paradies,

wenn ich bei ihr, und mißvergnügt, wenn ich von ihr abwesend war. Da diese Stunden gegen jene sich wie hundert gegen eins verhielten, so kann ich nicht sagen, daß mein Loos beneidenswerth gewesen wäre."

„Heute Bruder, am Tage, der mich für den Tod bestimmte, ward ich über mein Geschik erleuchtet. Ich war in einer Gesellschaft, wo mein Engel sich auch befand. Ich hatte Gelegenheit viel zu reden, und ihr und den übrigen Anwesenden zu zeigen, ich hätte meine Zeit nicht übel angewändt. Aber mir stand ein schwerer Augenblik bevor.

„Nach dem Abendessen nahm mich dieses süße Geschöpf bei der Hand, und gieng mit mir in ein Nebenzimmer.

„Bester, sagte sie, ich muß ihnen über eine Sache Aufklärung geben, die vielleicht ein falsches Licht auf mich werfen möchte. Sie haben mich oft allein gesehen. Dies ist allemal mit Bewilligung meiner Eltern geschehen, und einigemal haben sie selbst verborgen unsere Unterhaltungen mit angehört. Sie lieben Sie, und sind von Ihrem Betragen gegen mich entzükt. Ihre Bescheidenheit, die so selten bei Leuten von Ihren Jahren Statt findet, hat diese meine Eltern ganz überzeugt, Sie werden das Glük ihrer Tochter machen. Zwar, Liebenwald, haben Sie noch nie über eine Verbindung mit mir gesprochen, und es soll des weiblichen Theils Sache eigentlich nicht sein, zuerst davon anzufangen. Aber, so wie wir zusammen stehen, wird mir dieses Zuvorkommen

eben keinen Schaden thun. Und besser fast, wir sprechen ein wenig früher davon, damit, wenn es Ihre Meinung nicht sein sollte, eine öffentlichere Bekanntschaft mir nicht schädlich werde, denn bis jezt weiß niemand, wie wir miteinander stehen. Meine Eltern haben mir die Erlaubniß gegeben, Ihnen dieses zu sagen, und Ihre Meinung darüber zu erforschen."

„In der Minute, Bruder, war mir dieses Mädchen ein Bote des Entzükens. Meine Geister waren durch Gesellschaft und Wein ein wenig in Wallung gerathen. Ich hatte mein Unglük vergessen. Ich weidete mich an den Bliken dieser Unschuld, an dem offnen Bekenntniß, das sie mir gethan hatte. Mein Gedächtniß rief mir nur die wenigen glüklichen Stunden; die ich mit ihr, nicht die vielen traurigen, die ich ohne sie zugebracht hatte, zurük. Ich hielt das kommende Leben mit ihr für ein Gewebe der erstern.

Ich fiel ihr zu Füßen. „Wie könnte ichs wagen, sagte ich, einem Glüke dieser Art mich nicht gleich in die Arme zu werfen! O Mädchen! Sie machen mich zum seligsten Mann. Mein ganzes Leben sei das Ihrige. Sagen Sie das Ihren Eltern."

Ich weiß selbst nicht, wie es zugegangen ist, daß ich bei dem Worte Mann nicht zurükfuhr? wie ich verblendet genug sein konnte, nicht wenigstens vorsichtig das Mädchen von einer Verbindung abzulenken zu suchen, die unter uns nicht statt fand? Doch weiter!

„Sie bat mich, mir bei der Gesellschaft nichts merken zu lassen, und den andern Morgen um acht Uhr bei ihren Eltern zum Frühstük zu erscheinen, und um ihr Jawort zu bitten."

„Das versprach ich, und ohne zu bedenken, was ich gethan und versprochen, verließ ich die Gesellschaft."

„Desto wilder aber wurden meine Empfindungen, da ich auf mein Zimmer kam. Hier standen nun wieder alle die Gefühle vor mir, die mich immer ergriffen hatten, wenn ich von ihr entfernt gewesen war. Hier malte sich meine traurige Lage so drükend, daß ich sie nicht länger zu tragen vermochte."

„Unglüklicher! sprach ich zu mir selbst, was hast du gethan? Hast ein Wort von dir gegeben, das du nicht halten kannst, ohne den ersten Engel auf der Welt unglüklich zu machen. Du mußt entweder selbst die Tugend ihr verhaßt machen, oder ihr Leben eine Hölle ohne Ende sein lassen. Sie, die sich einen Himmel in dir verspricht, die die Gefühle freilich noch nicht kennt, die bis jezt noch in ihr verborgen liegen, die auflodern werden zur hellen Flamme, sie mußt du betrügen, oder nicht besizen. Unseliges Geschik, das mich werden ließ, werden ließ Andern zur Qual und mir zur Strafe!

„Ich fieng an ruhiger zu werden. Was ist dein ganzes Leben gewesen? Ein Weg voll Ungemächlichkeiten, den nur selten ein Blik in eine schöne Gegend, oder eine angenehme Laube, oder die Gestalt eines

freundlichen Engels, schön machte. Mehrentheils rauher ungebahnter Weg, wo die Aussicht dürr und nebelicht war, und Teufel in Gestalt von Menschen wandelten. Und was wird dein Leben in Zukunft sein? Auf jeden Fall eine Hölle für dich und mehrere. Lassen von dem Mädchen kannst du nicht. Sie betrügen, ist schändlich. Sie lassen, wäre niederträchtig. — Auf jeden Fall ein verdorbenes Mitglied der Gesellschaft. Täglich die Freuden der Liebe um sich her zu wissen, und nie sie genießen, das wäre für dein Temperament eine schöne Unterhaltung! Sie ewig seufzend zu wissen, wenn sie es noch so sehr unterdrükte, das wäre eine Stimmung, um dem Satan die Hölle zu beneiden. Nein! weg mit dir. Der Baum, der keine Früchte mehr trägt, muß abgehauen und ins Feuer geworfen werden.

„Beschlossen war es nun, und fest und unveränderlich beschlossen, daß dieser Tag der lezte meines Lebens sein sollte. Es lag mir nur noch der Gedanke auf der Seele, ob ich dem Mädchen nicht einigen Trost und Ersaz zu geben fähig wäre. Da fielest Du mir ein. Ich weiß nicht, dachte ich in mir, was ein Bruder für Vorrechte vor andern Menschen voraus hat. Allein die Welt will es so. Deswegen mag er es sein, gegen den ich mich entschuldige, und ihm mit meinem Vermögen, meinen Seelenreichthum und mein Herz vermache.

„Ja, Bruder, wenn du ein menschliches Herz in dir schlagen fühlst, so nimm dich des unglüklichen

leidenden Geschöpfs an. Sei ihr Trost, sei ihr Rathgeber, reiß deinen verworfnen Bruder aus ihrem Herzen, und wenn du kannst — o so sei der Glükliche! sei ihr Mann!

„Stille! oder Verzweiflung ergreift mich, und ruhig will ich ja aus der Welt gehen. Noch eine Bitte. Die Nothleidenden verlieren an mir, und diese möchte ich nicht gern um das betrügen, was Gott in mir ihnen schenkte. Sei du der Vertheiler meiner bisherigen Gaben.

„Und somit leb wohl. Ich gehe als Christ. Der Richter wird mich nicht verdammen.

Ich ergriff den Brief meines Korrespondenten wieder. Ich war unschlüßig, wer von den Leidenden bei diesem Vorfall der unglüklichste gewesen. Ich las folgendes:

„Die Thränen, die ich vergoß, da ich dieß zu Ende gebracht, galten nicht meinem Bruder allein. Sie waren Thränen des Schmerzes, daß ich dem gewiß weinenden Geschöpfe keinen Trost hatte geben können. Ich beschloß noch zu thun, was ich konnte. Ich machte gleich Anstalten zu meiner Abreise.

„Unterwegens hatte ich Zeit genug, über das Schiksal meines Bruders nachzudenken, und wie die Vorsicht ihre eigenen Gründe haben muß, so manchen Schritt zuzulassen, den sie durch ihre Macht so leicht zu verhindern im Stande wäre. Meines Bru-

ders ganzes Verderben lag in einem einzigen übereilten Worte des Vaters, lag darin, daß er ihm den Grund von des Onkels Wahl zwischen uns beiden entdekt. Sie zog sein Nachdenken, sie zog sein Stürmen, auf den Vater, sie zog die Wahl des saubern Mentors, — sie zog alle die Folgen nach sich, die dessen Erziehung zuwege brachte. Es ist wahr, der Vater ist oft gegen das Kind zu nachgebend, aber sein Teufel wird er nie; und wie oft wird das sein Lehrer! Und haben wir nicht etwa die Fälle, daß Lehrer wider Wollust predigten, und Frau oder Dirne des Lehrers praktisch dem Knaben sie beibrachten? Doch Reflexionen hierüber kommen zu spät. Unsere Zeiten sind nicht für Besserung.

„Man will von der Sympathie des Bluts sagen, sie sei nichts, und ich glaube es fast, daß sie nichts ist, wenn wir auf den Grund von der Natur ausgehen wollen. Allein gelehrt, ist sie da auch nichts? O hätte er gewußt, er hätte einen Bruder, der mehr fühlte, als das Wort, er wäre gewiß nicht aus der Welt gegangen, ohne diesen zu Rathe gezogen zu haben. Und wäre er gekommen, hätte er sich mir entdekt, ich hätte ihm einen Weg zeigen wollen, auf dem er troz seines Verlusts glüklich hätte wandeln sollen. Ich hätte ihn lehren wollen, was Freundschaft ist, die er so sehr verkannte, und nie hatte kennen gelernt. Dieser Selbstmord hätte nicht geschehen sollen. Die brüderliche Hand hätte ihn von dem Abgrunde hinweggerissen.

„Zwar schließt sich hier die unglükliche Geschichte, die meinen Bruder betrift, so wie ich meine Gedanken über diesen Schritt nicht weiter ausdehnen will. Allein sollte es Ihnen wohl zuwider sein, wenn ich noch etwas von dem Hinterlaßnen sagte, und sollten Ihre Leser es wohl ungern hören? Ich glaube nicht.

„Ich kam also nach zwei Jahren wieder an den Ort, wo ich einige schrekliche Tage zubrachte. Ich suchte ganz in der Stille die Familie auf, und ließ mich bei dem Vater als ein Fremder melden, der ihn allein sprechen wollte.

„Ich trat kaum ins Zimmer, als er mir sagte: „Mein Herr! Geschwind, wenn Sie einen Auftrag „an mich haben, denn Ihre Physiognomie kann ich „nicht lange sehen. Sie hat zu viel Aehnlichkeit mit „dem Verräther, der mich um mein Kind brachte.“

„Also ist sie tod! rief ich aus. Und auch diese „Schuld muß mein Bruder dort noch büßen?“

„Beim Worte Bruder trat er näher auf mich zu, ergriff meine Hand, und sagte sanft: „Sie sind sein „Bruder? Nein, todt ist mein Mädchen nicht. Aber „ihre Heiterkeit ist in Trauer verwandelt. Seit zwei „Jahren kann sie ihn nicht vergessen, den Undankba„ren. Sie behauptet fest, er sei unschuldig. Sie „sagt, er habe zu edel gedacht, als daß alles das „Vorsaz hätte sein können. Können Sie mir aus „diesem Traum helfen, in dieser Dunkelheit mich er„leuchten? Haben Sie Trost für ein Mädchen?“

„Sie können nicht glauben, wie der Gedanke mich

„aufrichtet, daß sie noch lebt. Ich glaube, ich habe „Trost für sie. Lesen Sie dies mit Aufmerksamkeit. „In zwei Stunden komme ich wieder." Ich ließ ihm die Aufsäze meines Bruders.

„Wie ich zurük kam, fiel er mir um den Hals. Es „scheint unglüklich, sagte er, daß Sie das so spät „entdekten, vielleicht aber ists Glük. Wer weiß, ob „meine Tochter damals so gefaßt gewesen wäre, ei„nen Bruder ihres Geliebten zu sehen. Sie darf „dieß natürlich noch nicht lesen. Allein ich habe ihr „den Trost gegeben, daß der unglükliche Selbstmör„der zu vertheidigen ist, und das schon entzükt sie. „Sie will den Bruder sprechen, der ihn so liebt. Ue„ber das Vermächtniß Ihres Bruders kann ich Ih„nen nichts weiter sagen, als daß Sie mir und mei„ner Gattin das Leben geben, wenn Sie uns unsre „Tochter wieder schenken.

„Ich sahe die Holde. Sie war blaß, und Kummer mahlte sich in jedem Zuge ihres Gesichts durch die Heiterkeit des Augenbliks."

„Gott Lob!" war ihr erstes Wort, „daß ich end„lich Jemanden sehe, der meinem Geliebten näher „angeht. Kommen Sie, Sie sind mein Bruder auch, „denn Sie sind ja der seinige."

„Ich muß sagen, unendlich rührte mich diese Anrede. Mein Bruder hatte Recht, wenn er um diese verzweifelte. Die Eltern ließen uns allein."

„Nun geschwind, geschwind," sagte sie, „etwas „von Ihrem lieben Bruder. Was konnte ihn so grau-

„sam machen, daß er mich verließ, da ich in ihn meine ganze Glükseligkeit sezte. O! es muß etwas „sehr hartes gewesen sein."

„Liebe, Beste, ich kann es Ihnen jezt nicht sagen."

„Ihre Miene verfinsterte sich jezt ganz. „Mir „nicht sagen? — mir, seiner Geliebten, der Einzigen, der Sie es sagen können?"

„Hier sind seine Papiere. Erst vorgestern fand „ich sie. Sehen Sie hier die lezten Zeilen davon. „Ich dringe mich Ihnen nicht auf. Aber ich säume „auch keinen Augenblik, seinen Willen zu erfüllen. „Ich biete Ihnen mein Herz und meine Hand an. „Kann aber Ihre Wahl auf einen Andern fallen, so „spreche ich sie frei. Nur wählen müssen Sie, wenn „Sie etwas wissen wollen. Ehe Sie nicht vermählt „sind, erfahren Sie nichts."

„Auch mein Vater sagte mir das," erwiederte sie, küßte die Zeilen und las. „O des guten Lieben! „rief sie aus. Er dachte an mich, er nannte mich „unglüklich. Sein Wille sei der meinige. Sein „Bruder kann kein böser Mann sein. Aber Geduld „müssen Sie mit mir haben. Vergessen kann ich „Ihren Bruder nicht. Zwei Jahre Einsamkeit haben „ihn nicht verdrängen können, und wie viel weniger „muß das nun geschehen können, da ich täglich durch „dieses Bild an ihn erinnert werde."

„Reden Sie immer von ihm. Ich selbst rede gern „von ihm. O alles was er hier geschrieben hat,

„entschuldigt seine übereilte Handlung. Er konnte „der beste Mann von der Welt werden, wäre er nicht „in böse Hände gefallen."

„Hatte ich schon der Mädchens Eile, mir ihre Hand zu geben, keinem andern Grunde, als der Begierde zu verdanken, meines Bruders Schiksale zu wissen, so hat sie doch mich reichlich für meine Bereitwilligkeit belohnt. Ich lebe eine sehr glüliche Ehe, und ich will nicht behaupten, daß es so gewesen wäre, aber wenigstens versichert sie mir oft, sie würde ihren physischen Begierden gern entsagt haben, um meinen Bruder glüklich zu machen."

Agnese, Selbstmörderin aus Mangel und Unglük.

Nicht immer lächelt das Glük die Schönheit an, und besonders ist dies selten der Fall, wenn sie mit Tugend verbunden ist. Es liegt an der Stimmung, in welche die meisten Menschen sich gesezt haben, die Vollkommenheit als etwas zu betrachten, nicht was sie beneiden und ihm nachjagen, sondern was sie verfolgen sollten. Seitdem man anfieng mit Tugend Spott zu treiben, seitdem hat sich diese theure Waare immer seltner gemacht. Unendlich viel mehrere verließen diese Bahn, weil man ihrer auf derselben spottete, als weil sie nicht mächtig genug gewesen wären, ihre Begierden im Zaum zu halten, oder dem Laster sich zu widersezen.

Wenn vollends diejenigen, die ja noch Muth genung in sich fühlen, dem Uebel zu widerstehen, unglüklich sind, wenn das unerbittliche Schiksal, das nun einmal im Laufe der Dinge keine gewaltsame Aenderung macht, die Schlachtopfer der Konventionen nicht von ihrem Untergange rettet, so muß ja alles sich in diesen Strudel begeben, um nicht einsam und allein da zu stehen, so muß ja jeder Trieb der Nacheiferung erstiken, weil das Beispiel fehlt, so müssen die wenigen Tugendhaften zulezt alle der Unterdrükung unterliegen, weil der weit größere Haufe der Lasterhaften sie wegstößt.

Doch weder ich noch meine Leser werden diesem Unfuge abhelfen, in so fern er allgemein ist. Für besondre Fälle hoffe ich indessen doch etwas wirksam zu sein, wenn ich die Aufmerksamkeit Mancher auf Gegenstände verstärke, die in einem geringern Stande dienen müssen, als in dem sie geboren und erzogen sind. Diese sind es, bei denen Gedanken solcher Art am ersten reifen, und wo die Gefahr des Selbstmords am größten ist. Zur Sache!

„Agnese war die Tochter eines Kaufmanns, den man begütert nennen konnte, wenn er auch nicht reich war. Wenigstens wandte er in dieser Art alles auf ihre Erziehung. Außer dem, was eines Frauenzimmers Wissenschaften waren, lernte sie Sprachen, Musik, Zeichnen. Allein sie hatte von Jugend auf den Fehler, daß sie in sich verschlossen war, und nicht gern mit jemanden von diesem oder

jenem sprach. Dieß war der Grund, warum sie bei allen ihren guten Eigenschaften nicht so sehr glänzte, als manche neben ihr, die weit geringere besaß, die Ursache, warum bei ihrer Eltern Tode sich niemand ihrer so annahm, wie man sich ihrer würde angenommen haben, wenn sie Lebhaftigkeit gehabt hätte, und mit dem Strom der Welt fortgegangen wäre.

Allein dafür hatte Agnese Eigenschaften, die den meisten ihrer Zeitgenossinnen fehlten, und die sie wieder in den Augen so Mancher schmükten, nur daß diese Manche nicht im Stande waren, ihr zu helfen, wie sie es bedurfte. Sie war sittsam und tugendhaft. Sie kannte keinen Gedanken, der nicht mit der strengsten Moral übereinstimmte, ihre Eltern hatten sie in Frömmigkeit und edler Denkungsart erzogen.

Agnese war noch nicht dreizehn Jahre, als ihre Eltern starben, und bei ihrem Tode fand sichs, daß ihr Vermögen weniger als gar nichts war. Ihr Vater hatte Schulden gemacht, um undankbaren Leuten zu helfen, die nichts wieder bezahlen konnten, und wollten. Kurz, Agnese war in der unglüklichsten Lage, hatte gar nichts, wurde aus ihrer Eltern Hause gestoßen, und wußte nicht, wohin sie nun ihre Zuflucht nehmen sollte.

Eine arme alte Muhme, die selbst von ihrer Hände Arbeit lebte, nahm sie zu sich, und Agnese schikte sich vortreflich in ihre Armuth. Ihr Herz war zu rein, als daß das geringste Murren gegen den

Himmel ihr hätte einfallen können. Fielen ihr ja manchmal ihre vorigen glänzenden Umstände ein, so war es blos, um Thränen über ihrer Eltern Tod aus ihren Augen zu loken. Sie half ihrer Muhme arbeiten, und wenn sie schon beide sich nur kümmerlich durchbrachten, so konnte man doch nicht sagen, sie waren mißvergnügt. Die Alte hatte ihre Freude an den Tugenden und der edlen Seele ihrer Nichte, und diese freute sich ihrer Heiterkeit, und suchte deswegen alles auf, sie in ihr zu erhalten.

Aber das Schiksal war einmal schwarz über Agnesen. Hätte die Muhme noch ein paar Jahr gelebt, vielleicht hätte das ehrliche Mädgen einen guten Bürger zum Manne bekommen, und friedlich und still ihre Tage verleben können. Diese süßen Träume in die Wege des Schiksals liegen aber außer dem Zirkel der Aufmerksamkeit.

Die Muhme wurde krank. „Ich fühle es, ich werde sterben,“ sagte sie. „Agnese, ich muß dich verlassen, aber deswegen bist du nicht verlassen. Gott verläßt dich nicht. Er ist immer bei dir, wenn du ihn nur nicht verläßt. Ich kann dir nicht rathen, Agnes, allein zu bleiben. Dein Ruf würde leiden, wenn auch deine Arbeit dich ernähren könnte. Du würdest zu vielen Gefahren ausgesezt sein, die du nicht kennest. Such dir lieber einen Dienst. Man hat da der Sorgen nicht so viel. Das Arbeiten bist du gewohnt, das kann dir nicht sauer werden. Vertragen mit den Leuten kannst du dich auch, du bist

ja die Sanftmuth selbst. Und dann, wenn man dient mit Vergnügen, und die Leute sehen das, so gewinnen sie einen lieb, und zulezt ist man, als gehörte man zu ihnen. Du lieber Gott, was rechtschaffene Menschen sind, die sehen ihre Dienstboten auch als Menschen an, und wir sind ja alle dem Schöpfer unterthan, alle seine Dienstboten. Versprich mir in die Hand, daß du mir folgen, und nicht vor dich bleiben willst."

Agnese hätte alles versprochen, was sie von ihr verlangt, denn sie sahe und fühlte nichts als die Trauer über die sterbende Muhme. Auch begleitete sie sie noch zum Grabe, und verließ dann, wie sie ihr auch selbst noch gerathen hatte, ihre Vaterstadt, denn unter den Augen derer, die sie reich gekannt hatten, wollte sie doch nicht dienen.

Sie kam in eine ihr fremde aber ansehnliche Stadt. Als Fremde hätte sie erstaunlich viel vor sich gehabt, wenn sie in einem höhern Stande erschienen wäre, als Dienstmädchen hatte sie erstaunend viel wider sich. Ihre Zurükhaltung, die man in einem höhern Stande für edle Verlegenheit genommen haben würde, nahm man hier für erkünstelte Verstellung. Es fehlte nicht an Männern, denen ihr Gesicht und ihre übrigen Vorzüge auffielen, und die auch suchten näher mit ihr bekannt zu werden; allein die feste Art, wie sie sie zurük wies, legte man nicht für Unschuld aus, sondern glaubte, sie habe schon ihr Theil.

Auskramen, was sie konnte, und was eigentlich über ihre Sphäre war, das war ihr nicht möglich, auch hätte sie sich dem Lächerlichwerden ausgesezt. Aber sie blieb mit allem im Hinterhalt, sprach gar nicht viel, und beantwortete die Fragen, die man an sie that, kraftlos. Noch war wirklich kein Mismuth in ihrer Seele, allein, da sie wohl bei zehn Herrschaften schon abgewiesen war, so fiel ihr doch der Muth sehr. Nun glaubte sie, sie wäre zum Unglük geboren, und sie hätte sicher schon damals einen Ansaz von Verzweiflung gefaßt, wenn nicht eine Bürgersfrau, die eben ein Mädchen brauchte, gekommen wäre, um sie zu miethen.

Dieser schwache Stral von Hofnung machte, daß sie ganz wieder auflebte. Sie trat in den Dienst, und verrichtete alle Pflichten desselben mit einer Genauigkeit, daß sie niemand tadeln konnte. Auch läßt sich gar nicht sagen, daß ihre Herrschaft ihr nicht gewogen gewesen wäre, besonders in der ersten Zeit, wo sie der Frau so manches in Handarbeiten half.

Plözlich aber wurde die Freundschaft der Bürgersfrau auf einmal lau, und nach und nach artete sie in Kälte aus. Alles, was Agnes machte, war ihr jezt nicht mehr recht, und plözlich sagte sie ihr, ehe sie sichs versahe, kurz vor den Osterfeiertagen den Dienst auf. Das arme Mädchen hielt sich nun ganz verlassen. Keinen Menschen auf der Welt hatte sie, zu dem sie zu gehen sich getrauete, um

Rath und Zuflucht zu holen. Sie glaubte, so ungerecht, wie man hier mit ihr verführe, würde man in der ganzen Welt verfahren.

Sie wagte es, ihrer Frau eine Vorstellung zu machen, womit sie sich denn eigentlich ihren Zorn aufgeladen habe? Diese gab ihr aber keine Antwort, als daß Domestiquen nicht darnach zu fragen hätten, was ihre Herrschaft wollte. Sie konnte auch eigentlich diese Frage nicht beantworten, weil es wirklich nichts als Eifersucht bei ihr war. Sie glaubte, der Mann stände mit dem Mädchen in einem Liebesverständniß, und weder er noch sie dachten daran. Er war Agnesen gut, weil sie sanft war, weil sie klug war, weil sie ein Wort mitsprechen konnte. Sie war ihm unschuldig auch gut, weil er ihr öfter zusprach als die Frau, weil er ihre gute Aufführung lobte, weil er ihr prophezeihte, sie würde einmal einen guten Mann kriegen.

Er erstaunte nicht weniger als Agnese, wie er hörte, sie sollte fort. Da aber die Frau es mit einem Tone sagte, den er schon kannte, da sie sich nicht uneben merken ließ, was für eine Ursache zum Grunde läge, so wollte er den lieben Hausfrieden nicht stören, und widersprach nicht. Um so mehr gab er nach, da er sein Weib wirklich liebte, und die Folgen einer Leidenschaft, wie die Eifersucht, an ihr nicht wirksam werden lassen wollte.

Ein einziges mal sprach Agnes mit ihm davon.

„Liebe Agnes," sagte er, so gern ich dich bei mir behielte, so geht es nicht. Du würdest ein Eheteufel zwischen uns werden. Meine Frau hat mich mit dir im Verdacht."

Das kränkte Agnesen mehr als alles. Sie weinte die bittersten Thränen. Da sie von dieser Seite so ganz unschuldig war, da sie noch nicht einmal Begriffe von Vergehungen hatte, die eine Frau wegen ihres Mannes in Allarm sezen können, so war es ihr um so empfindlicher, einer solchen Beschuldigung wegen das Haus verlassen müssen.

Sie ließ ein Wort darüber fallen, und betheuerte der Frau, daß sie nie daran gedacht habe, ihr den geringsten Verdruß zu machen, daß der Verdacht, den sie gegen sie hätte, völlig ungegründet sei, und daß sie ihr gern um das nothwendigste dienen wollte, nur sollte sie sie nicht verstoßen.

Anstatt den Verdacht ihr zu benehmen, bestärkte das die Frau nur noch mehr. Sie mußte also doch mit ihm darüber gesprochen haben, und das war ihr hinreichender Beweis eines Verständnisses. Auf des Mannes Versicherungen bauete sie auch nicht viel, doch ließ sie sich bewegen, weil er in die Abdankung des Mädchens willigte, die paar Tage ihr noch gütig zu begegnen.

In der Stadt, in welcher Agnes lebte, war sie wirklich eine Tugend seltner Art. So wie man sie gewöhnlich da nicht sucht, wo sie ist, so hatten die Wohllüstlinge, von denen es dort wimmelt, auch

in ihr keinen solchen Leckerbissen vermuthet, sonst wäre sie ihren Schlingen nicht entgangen. Wo man Goldhaufen anbieten läßt, um eheliche Weiber zu verführen, da würde wohl keine Unschuld nöthig gehabt haben, aus Mangel sich umzubringen, wenn sie den Weg der Schande hätte einschlagen wollen.

Es läßt sich auch gar nicht zweifeln, daß man Agnesen nicht verschiedentlich nachgestellt, aber wie gesagt, ihre unbefangne Art sich dabei zu benehmen, war es, die, da man sie gar nicht im Lande der Wohllust gewohnt war, glauben ließ, sie sei schon versorgt. Nach ihrem Tode soll mancher sich in den Kopf gekrazt, und mancher die Finger geleckt haben, daß ein so delikater Bissen vor ihm vorübergegangen.

Auch werden der Einwohner dieser Stadt viele es mir nicht glauben, daß ein schönes Mädchen dort so weit habe kommen, können weil sie oft drauf schwören, bei ihnen sei keine fünfzehnjährige Unschuld mehr anzutreffen. Trauriges Loos für die Kandidaten der Ehe!

Agnes wurde immer schwermüthiger, je näher die Zeit ihres Abschieds heranrükte. Eine Angst, die sie sich selbst nicht erklären konnte, ließ sich aus ihrem ganzen Betragen schließen. Der Mann war sorgfältiger Beobachter, und er hatte Gutes mit ihr im Sinn, allein er durfte sichs vor der Frau nicht merken lassen. Er hat nachher gestanden, er

würde das Mädchen unterstüzt haben, wenn es ihr übel gegangen wäre. Man hätte ihm den Vorwurf machen können, warum er nicht vorher für einen Dienst besorgt gewesen, allein er hatte die gerechte Einwendung, daß er seiner Frau alsdenn den Schein gegeben, als ob er nicht unschuldig sei, den Schein, als ob er sie versorgen wolle.

So traf alles zusammen, um die arme Agnese auf den höchsten Gipfel des Unglüks zu bringen. Sie fieng selbst der Frau zu dauren an, und ein paarmal hatte diese es auf der Zunge, ihr zu sagen, sie möchte nur bleiben. Jene unglükliche Leidenschaft aber hielt sie zurük, das: ich bin mir selbst die nächste, und meine Ruhe ist mir Pflicht, wirkte stärker als Menschenliebe, als Nächstenpflicht, wo es heißt: du sollst ihn lieben wie dich selbst. Dieser göttliche Ausspruch, der doch so deutlich vor uns liegt, ist wohl derjenige, der in der Welt am allermeisten gemißbraucht und unrecht ausgelegt wird. Immer sind wir mit unserm Ich da, wo unser Nächster stehen bleiben sollte, und nur wenige Menschen wissen, wie süß das Gefühl ist: „Ich habe mir es entzogen, und es ihm gegeben. Ich habe mit Aufopferung des Meinigen Andrer Glük gemacht."

Der fürchterliche Abend erschien, der Agnesens lezter im Hause, und der lezte ihres Lebens sein sollte. Man kann sich denken, wie ihr Herz muß gepocht haben; ich kann mir ihre ganze Lage den-

ken, sie ist aber zu ängstlich, als daß ich es wagen sollte, ihr Bild zu entwerfen.

Sie muß sich ihrer kaum bewußt gewesen sein, als die Frau ihr sagte: „Agnese, gehe Sie nun „auf den Boden, hole Sie die trokne Wäsche, und „dann kann Sie abziehen." Agnese gieng, und wenig Minuten drauf sahe man sie vom Bodenloche herab auf die Straße stürzen; sie war gleich todt.

O Agnes! deine sterbende Muhme sagte dir im Augenblike ihres Todes: „Gott verläßt dich nicht, wenn du ihn nicht verläßt." Warum verließest du ihn in dieser einzigen Minute? Warum bauetest du nicht auf seine Hülfe?

Sollte dieß Beispiel nicht jeden reizen, selbst im Augenblike des verzweiflungsvoll aussehendsten Unglüks nicht zu verzagen? Sollte es aber auch nicht jeden so gefühlvoll machen, daß er traurende Personen nicht mehr mit so gleichgültigen Augen ansieht, nicht bewirken, daß man Menschen genauer prüfte und ihre Denkensart erforschte, besonders wenn sie das Unglük haben, aus dem Stande, in dem sie geboren sind, in einen niedrigern treten zu müssen?

Und ihr, Mädgen, die ihr glaubt, bei dem geringsten widrigen Geschik in der Liebe verzweifeln zu müssen, betrachtet diese Dulderin, diese Tugendhafte. Wahr ists, das sie auf einem Augenblik fehlte, aber es war der erste Fehltritt. Mit keinem andern gieng sie aus der Welt. Ist eine unter euch,

die so rein ist, wie sie, und sie hat so viel Unglük; nun so ahme sie ihr nach. Hat sie aber auch nur einen Fehltritt abzubeten, ist sie nur einer Sünde sich bewußt; so wage sie es ja nicht, eigenmächtig sich vor den Richterstuhl des ewigen Vergelters zu stellen, denn man mögte sie nicht so aufnehmen, wie man diese Verlaßne gewiß aufgenommen hat.

Rentleben, Selbstmörder um seiner Verschwendung willen.

Der junge Rentleben war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus einer deutschen Stadt, eines Mannes, der außer der Liebe zum Gelde wenige Gefühle hatte, und dessen Härte gegen seinen Sohn, wie wir hören werden, von ganz besondrer Art war, weil sie, so wie sie einmal Wurzel faßte, auch unerschütterlich blieb.

Hatte man dem jungen Menschen zu früh weiß gemacht, daß er Vermögen hätte, wenigstens einst haben würde; war der Vater selbst in vielen Stüken zu nachgebend gegen ihn gewesen, hatte er vielleicht kleinen Ausschweifungen nachgesehen, die er jüngern Jahren selbst begangen, und von denen er durch Zufall auf andre Wege geleitet worden, glaubte er jezt, es wäre dieß das Schiksal eines jeden Menschen, und schrieb er sich die Aenderungen zu, die auf Rechnung des Glüks zu schreiben waren; waren vielleicht üble Gesellschaften das Verderben

der Sitten eines Jünglings geworden, der nicht allein nicht ohne Gefühl war, sondern der auch Theilnehmung für Andere mit jedem Gedanken an sich verband? — von allem diesem vermag ich nichts zu sagen, weil ich die Epoche seines Lebens nur von dem Augenblik an kenne, da er das väterliche Haus, und seine Vaterstadt verlassen mußte, weil seine wüste Lebensart dem Vater schon einige tausend Thaler gekostet, weil dieser nicht länger den Unfug, den er ihm anrichtete, mit ansehen, und sich von Leuten seines Schlags nachreden lassen wollte, er sei ein Verschwender, ein Spielwerk der Leidenschaften seines Sohnes.

Ich will nicht behaupten, daß der Vater nicht wohlgethan hätte, den Sohn von sich zu entfernen. Vielmehr halte ich es für beide sehr gut, daß es geschahe. Gut Blut konnte es zwischen beiden unmöglich geben, zusammen zu sein, und wo nicht in Worten, doch in Mienen sich ewige Vorwürfe zu machen. Verderben war es für den Sohn auf jeden Fall, daß er, um seine Neigungen und ihre Wirkungen zu verhehlen, sich in der Verstellung Meister zu machen suchen mußte. Auch waren die Wege, die er einschlug, um die Unkosten zu seinen Ausgaben aufzutreiben, mit so vielem Verluste verknüpft, daß die Summe seiner Schulden leicht dreimal höher sein konnte, als die seines Genossenen. Wenn nun schon der Vater mit den Wucherern sehr billige Akkorde eingieng, so war doch immer der Vor-

wurf auf die Summe gerichtet, die man ihm angegeben, nicht auf die, welche er wirklich bezahlt hatte.

Auch begieng der Vater den großen Fehler, daß er, da er doch des Sohnes unüberwindliche Leidenschaften kannte, ihn nicht, wenn er ihn einmal von Schulden frei gemacht, in den Stand sezte, sich nach und nach von seinen üblen Angewohnheiten loszureißen, sondern verlangte, er sollte auf einmal davon ablassen, und den Mangel an Gelde für das Mittel dazu hielt. Neue Schulden und Verwirrungen waren also die Folge bald nach verflogenem ersten Eifer zur Besserung, und so wurde alles erstikt, was aufkeimte, um eine eingerichtete ordentliche Lebensart anzufangen. Zu viel Einschränkung zog Langeweile, und diese den Wunsch nach sich, der vorigen Lebensart wieder sich zu überlassen, und dem Wunsche folgte die Erfüllung auf dem Fuße nach.

So war die Stimmung des jungen Menschen, als er das väterliche Haus verließ, um in einer großen Handelsstadt die vorige Lebensart fortzusezen; denn unvorsichtig genug ließ der Vater ihn ganz allein reisen, ohne ihm etwas anders als Rekommendationen an die Kaufleute mitzugeben, ohne irgend diesen eine Warnung zu geben, nicht ein mehreres für ihn zu thun, oder wenigstens ein sorgfältiges Auge darauf zu haben, was er eigentlich mit dem Gelde vornähme. Vernünftiges Zureden

hätte vielleicht viel gewirkt. Vorstellungen, daß der volleste Brunnen endlich erschöpft werden könne, Ermahnungen, mit dem Werth des Geldes sich bekannt zu machen, Beweise, es sei eben so leicht, großen Verlust in einem Augenblik zu leiden, als großen Gewinn zu machen, wie der Sohn einigemal beim Vater wahrgenommen, hätten wenigstens die Aufmerksamkeit verstärkt.

So aber blieb alles Nachdenken weg, und der junge Mensch dachte jezt blos darauf, wie er die Zeit seines Aufenthalts sich recht vergnügen, und seine erste freie Ausflucht sich zu Nuze machen wollte. Es dauerte auch ein Weilchen, ehe die Korrespondenten dem Vater die Summe des vom Sohne aufgenommenen Geldes meldeten, und wie erstaunte dieser, als er sie über alle Erwartung groß fand. Er wählte den sehr klugen Weg, sich nichts merken zu lassen, daß er ihn merken ließ, er vermöge nicht so viel Geld aufzutreiben, als er durchzubringen im Stande wäre, er bestimmte ihm eine gewisse Summe, und befahl ihm sich so einzurichten, daß er mit dieser auskäme.

Er wies ihm den neuen Ort seines Aufenthalts mit der Addresse, wo er diese Posten heben könnte, an, und der junge Mensch war nichts weniger als mißvergnügt. Der Ort war einer der größren in Europa, das ihm bestimmte Geld eben nicht wenig, und er hatte auch Gefühl genug, es sich gereuen zu lassen, daß er seinen Vater in Verlegen-

heit gesezt. Er glaubte sich ökonomisch genug, seine Wünsche einschränken zu können, und gestand in der Folge selbst, daß, wenn er an dem Orte geblieben wäre, und nicht gleichsam in eine neue weit verführerische Welt gekommen, er sicher einen andern Weg betreten, und keiner fernern Ausschweifungen sich schuldig gemacht hätte.

So riß ihn der Taumel ganz hin. Er hatte viel in der Welt gesehen, nichts aber mit so viel Ueberlegung gesehen, daß er sich kaltblütig den Ueberfluß des Genusses als schädlich gemahlt hätte. Nun sahe er etwas, was alles, was er bisher gesehen und genossen, weit — weit hinter sich zurük ließ. Er sahe einen Koloß von Größe, in dem er sich selbst verhältnißmäßig größer erschien, aber auch verhältnißmäßig größern Aufwand machen mußte, wenn er sich darin erhalten wollte.

Ganz ohne Nachdenken darüber blieb Rentleben nicht. Sollst du dich herausreißen? rief die Stimme seines guten Engels in ihm. Sollst du dich in einen kleinern Zirkel werfen, oder sollst du gar Einsamkeit und Absonderung von menschlicher Gesellschaft wählen?

Es war einmal eine Zeit gewesen, in welcher Rentleben sich den Wissenschaften gewidmet, und er war nicht kalt beim schönen Gefühl gewesen, was sie immer rege machen. Aber das Temperament hatte den Sieg davon getragen. Schön, wie er war, war er nicht zurükgewiesen worden, man hat-

te sich ihm leicht ergeben, er hatte nie unglükliche Folgen seiner Leidenschaften erfahren. Die Kunst hatte dazu beigetragen, das Paradies, das die Natur in diesen Freuden uns schon bestimmt, zu einem Himmel umzuschaffen.

Temperament war also Rentlebens schwache Seite, und er hätte dem feinern Theile der Intriguen wenigstens entsagen müssen, wenn er sich aus dem Zirkel herausgerissen, in welchen er durch seine Rekommendationen und Bekanntschaften gekommen. Er stellte sich jezt seinen Vater vor, der schon so viel für ihn gethan, und noch mehr zu thun nicht ungeneigt war, wenn er ein ordentliches Leben führen würde. Ganze Wochen gieng er mit dem Gedanken schwanger, sich hier standhaft zu zeigen, und schon hatte er so viel gewonnen, daß er den folgenden Tag die Stadt verlassen, und das Land beziehen wollte, als ein junger Lüderlicher ihm die Erzählung einer Bekanntschaft mittheilte, die er gemacht, und die von nun an ihm eine reizende Zukunft verspräche, da sie ihn fürstlich für seine Liebe bezahlte.

Die Nachricht fuhr wie ein Wetterstrahl durch Rentlebens Seele. Wie er sich gegen diesen Wüstling betrachtete, der wirklich schon sein Leben über die Hälfte ausgelebt hatte, wenn nicht den Jahren, doch den Kräften nach, deuchte er sich weit werther eines solchen Glüks; so nannte er diesen Handel mit sich selbst.

Ich wage es nicht zu untersuchen, in wie fern es verzeihlich ist, daß ein Weib ihre Gunstbezeugungen verkauft. Oft sind sie wirklich in dem Fall, daß die Noth sie entschuldigen könnte. Sie haben weniger Aussichten sich fortzuhelfen, als unser Geschlecht. Allein, daß der Mann seine Gunstbezeugungen an einen Gegenstand verkauft, der ihm zuwider ist, das läßt sich unmöglich vertheidigen. Es ist ein Widerspruch in der Sache, der sich nicht aufs Papier hinmalen läßt, den man nur fühlen kann. Man glaube ja nicht, daß ich hieher Fälle rechne, wo wahre Liebe ins Spiel kömmt, daß ich der Geliebten es zur Last legen wollte, wenn sie ihrem Liebhaber durch Geschenke des blinden Glüks jeden Wunsch erfüllte, jeder Ungemächlichkeit ihn entrisse, wenn sie ihr Vermögen als das seinige ansähe, wenn sie nichts vor ihm voraus zu haben wünschte. Das sind Dinge, die edel, groß, und nachahmenswerth sind.

Aber Liebe reizt zu Gunst, und diese Gunst soll nur Liebe zur Person, nicht Liebe zum Gewinn reizen. Es ist ein unedler Gewinn, der unedelste, der sich vom Menschen denken und träumen läßt — o daß es nur Traum wäre, und daß nicht so viele sich verführen ließen, dem Eigennuze ein Gefühl aufzuopfern, welches das heilsamste, seligste in der Natur ist!

Dieser Eigennuz jenes Musters war freilich Rentlebens Idee nicht. Er wollte Liebe mit Gewinn

verbinden, und in dem Orte, in dem er war, war gerade das am leichtesten möglich. Allein es gehörte Glük dazu, und das hatte Rentleben nicht.

Ungestimmt war er. Die alte Leyer gieng wieder an. In der sichern Vorstellung, er würde einmal einen Gegenstand finden, der ihm das alles ersezte, schwärmte er von Gelagen zu Gelagen, die alle zu kostspielig waren, als daß sie nicht in kurzer Zeit ihn hätten sollen tief verschulden.

Der Bevollmächtigte, der ihm seine Gelder auszahlen mußte, schrieb dieß dem Vater, und dieser ließ sichs gefallen, noch einmal zu bezahlen, aber auch wieder ohne die geringsten andern Vorkehrungen zur Einschränkung seines Sohnes zu machen, daß er dem Kaufmann befahl, ihm schlechterdings nicht mehr auszuzahlen, als was er ihm bestimmte.

Anstatt daß Rentleben jzt in sich hätte gehen sollen, legte er die Sache ganz falsch aus. Schwärmend und unerschöpflich zerstreut, befestigte er sich die Einbildung, daß der Vater, da er dieß jezt schon wieder gethan, in der Folge auch noch ein mehreres thun würde, fieng an, sich für einen Lieblings-Sohn zu halten, dem man in der Entfernung noch weit weniger abschlagen könnte, als wenn er zugegen wäre, und lebte wüster darauf los als ehedem.

Indessen hatte sich Rentleben viele Freunde gemacht, die ihn gern zum Gesellschafter hatten, hatte

bei seinen natürlich guten Gaben, und einer Beurtheilungskraft, die nur in Ansehung seiner selbst schief war, sich als einen Mann von Verstand empfohlen, und wurde in der Art als eines reichen Mannes Sohn sehr wohl behandelt. Er fand sogar Gelegenheit, den Kommissionair seines Vaters für sich einzunehmen, und dieser riß ihn, da er wieder so weit war, daß er nicht sicher auf der Straße gehen konnte, mit einer Summe von zweitausend Thalern heraus. Er schrieb aber auch sogleich seinem Vater, daß er dieß gethan, stellte ihm vor, daß er den ehrlichen Namen seines alten Freundes unmöglich hätte im Stiche lassen können, daß er den Sohn gerettet, nnd ihm dadurch einen Gefallen gethan zu haben glaubte, auch von ihm die Erstattung seiner Auslagen wieder erwarte.

Der Brief, der als Antwort hierauf erfolgte, entsprach den Wünschen und Hofnungen des guten menschenfreundlichen Mannes keinesweges. Der Vater machte ihm zwar keine Vorwürfe, daß er seinem Sohne Geld gegeben, allein er berief sich kurz und troken darauf, daß er befohlen habe, ausser dem Bestimmten ihm nichts zu geben, daß diese Unterstüzung von ihm auf eigne Kosten unternommen sei, und daß er nicht einen Heller von diesem Gelde wieder erstatten würde.

Dies war aber nicht das Schlimmste. Des Vaters Herz war in diesen Augenbliken auf einmal hart und unbiegsam geworden, er hatte den Sohn

gänzlich aus seiner Seele vertilgt. Von nun an sollte er gar nicht mehr sein Sohn sein, er wollte ihn wie einen Fremden betrachten, an dem er Wohlthaten verschwendet, und der ihm mit Undank lohne. Er entzog ihm auch das, was er ihm bisher bestimmt, und ließ ihm durch seinen Freund sagen, er möge von nun an sich selbst in der Welt fortzuhelfen suchen, weil er für ihn nicht das geringste mehr zu thun gesonnen sei.

Diese harte Behandlung wirkte Verzweiflung auf den jungen Rentleben, aus dem Grunde, weil sie ihm ganz unerwartet kam. Er hatte gar zu viel Gründe, schrekliche Gefühle in sich aufkeimen zu lassen. Einmal hatte er seinen Vater aufs neüe beleidigt, da er kaum erst so großmüthig von ihm unterstüzt war; dann hatte er einen ganz unschuldigen Mann, der blos aus Freundschaft sich seiner angenommen, um eine so große Summe gebracht, die er ihm nie wieder zu bezahlen im Stande war. Doch hätten sich diese beiden Uebel abhelfen lassen. Der Vater war vielleicht noch zu versöhnen, und dem Freunde konnte er wenigstens den nicht unmöglichen Trost geben, daß er ihm alles erstatten wollte, wenn er einst Erbe von dem großen Vermögen seines Vaters würde.

Aber wovon leben? Wie dem Spotte der Gesellschaft entgehen, in die er sich gleichsam eingeimpft, und die im Ganzen noch über seinen Stand war, von welcher er vermuthen und erwarten mußte, sie

habe ihn blos deswegen unter sich geduldet, weil er es ihr im Gelde gleichthun können?

Und wie er es erwartet hatte, so war dem auch. Wenn wir auf dem Gipfel des Unglüks stehen, und nicht weiter können, so wagen wir alles, um zu sehen, ob nicht etwa das Glük durch einen Sprung uns aus unserm Elende reißen wird. Rentleben gestand seinen Gesellschaftern den unglüklichen Fall, und daß er gezwungen wäre, wann seine Freunde ihn nicht bis zu seiner Majorennität unterstüzten, sich ganz ins Kleine zu ziehen, und von seiner Hände Arbeit zu leben.

Er hatte wenigstens geglaubt, jeder würde nach seinem Vermögen ihm anbieten, und daß man ihn ganz verächtlich behandeln würde, war ihm nicht eingefallen. Die erste Stufe einer solchen Behandlung wurde er indessen gleich gewahr. Sie bestand wie gewöhnlich, in einer unverkennbaren Verlegenheit, was man ihm eigentlich antworten sollte, in abgebrochenem langgezogenem Bedauren des gehabten Unglüksfalls, in der Versicherung, man würde herzlich gerne helfen, wenn man könnte, wenn man nicht selbst in Schulden sich verwikelt sähe. Das deutlichste Zeichen, man wollte ihn los sein, war wohl das, daß man ihm versicherte, es sei weit besser sich einzuschränken, als Andern zum Spotte zu dienen.

Wie ein Donnerschlag fuhren diese Worte Rentleben vor den Kopf. Auch war es von dem Au-

genblik an bei ihm beschlossen, nicht weiter zu gehen, sondern zu sehen, ob er nicht im Stande wäre, durch sich selbst sich fortzuhelfen. Aber wie war das möglich? Wenn es auch ein Fach gegeben hätte, dem er so gewachsen war, sich dadurch ernähren zu können, so war er aus der Uebung gekommen, hatte nicht die geringste Lust und Anlage ein sizendes arbeitsames Leben zu führen, hatte noch einige kleine Schulden, die er selbst durch Aufopferung seiner Equipage nicht zu bezahlen im Stande war, und mußte mit neuen Schulden anfangen, um nur sein Leben zu erhalten.

Indessen fieng er troz allen diesen Hindernissen doch an, eingezogen zu leben, und würde vielleicht nach und nach sich mit Hülfe einiger reellen Freunde, die aber nichts für ihn zu thun im Stande waren, als guten Rath zu geben, geholfen haben, wenn nicht gerade zu dieser Zeit ein Wechsel von zweihundert Thalern aufgewacht wäre, und ihn gedrängt hätte. Sein Gläubiger wollte ihn der Polizei übergeben lassen, und Rentleben war in der äussersten Gefahr, unwiederbringlich beschimpft zu werden.

Er ließ sich zum Bitten und Flehen herab. Nichts half. Endlich gieng er in der größten Verzweiflung zu einem Freunde, der ihm noch übrig war. Er schilderte ihm sein Elend in den lebhaftesten Ausdrüken. „Wenn mir nicht geholfen werden kann,“

sagte er, „so bin ich verloren, und dann mag meine Seele auch verloren sein. Ich verlange nicht zu leben, wenn ich beschimpft bin. Bis jezt hab' ich noch nichts erlebt, was mich geschändet hätte. Mein Vater war großmüthig und billig. Jezt ist er unbillig und grausam. Hätte er mich verstoßen, da er das lezte mal meine Schulden bezahlte, so hätte ich ehrlicher Mann bleiben können, hätte nicht seinen Freund unwissend hintergangen, wäre nicht in der Lage, beschimpft werden zu müssen. Gern, gern will ich ja gestehen, daß ich seine Liebe nicht mehr verdient habe, daß er recht gehandelt hat, sie mir zu entziehen; aber daß er das mit meinem unvermeidlichen Unglük verbunden hat, das habe ich nicht verdient."

Sein Freund klagte mit ihm, und nahm den herzlichsten Antheil. „Womit kann ich Dir dienen?" sagte er. „Mit Gelde? Das habe ich nicht. Mit Rath? Was für einen soll ich Dir geben?"

Rentleben bat nun seinen Freund, zu seines Vaters Kommissionair zu gehen, und ihm die Lage der Sache vorzustellen. „Was ich Dir jezt sage," sprach er, „ist alles Wahrheit, liegt alles in meinem Herzen, und ist dabei nichts, was ich nicht erfüllen werde.

„Er soll mir diese zwei hundert Thaler geben, und meinem Vater schreiben, es sei das lezte Geld, was ich von ihm verlangte. Er möchte meinen Erbantheil dann vermachen, wem er wollte, ich

würde nie darüber zürnen, wenn er nur den Freund, der mir so großmüthig geholfen hatte, schadlos hielte. Die Welt ist weit und allenthalben offen. Er soll mich von dieser Schuld retten. Der Mann, der zwei tausend Thaler so uneigennüzig mir opferte, soll auch der großen Wohlthat diese kleine noch hinzufügen, soll noch einmal mich retten; und thut er es nicht, hält er meinen Vater nicht fähig, dieß noch an mich zu wenden, was soll mir dann ein Leben, das ich zu meiner Schande umherschleppe? Bei Gott, der mich einst richten wird, bei dem Gefühl der Ehre, welches in mir noch nicht erloschen ist, schwöre ich es dir, ich bringe mich um. Ich will lieber in die Hände dessen fallen, der zu verzeihen Macht hat, als in Menschenhänden sein, wo Spott und Mißhandlungen meiner warten. Unschuldig freilich nicht, aber doch ungewarnt. Hätte ich einen Wink davon gehabt, daß mein Vater hart genug sein könnte, Schande über mich kommen zu lassen, nie — niemals hätte ich es so weit getrieben. O Bruder! Das Schauspiel steht schreklich vor mir da, mich verachtet, gleichsam gebrandmarkt zu sehen, vor allen, die mich sonst kannten. Im Stillen bin ichs schon, aber wenn ichs öffentlich würde? Ich kann's, ich kann's nicht ertragen. — Es ist schlimmer als Tod! Bruder! Tod oder Ehre."

„Rentlebens Freund war überzeugt, dieser Ent-

schluß wäre sein Ernst, und wer, wer hätte auch nicht glauben sollen, daß es wäre, als wer für alles Gefühl dieser Art schon das Herz verschlossen? Nur der schon zu sehr an das Leben gekettet, kein Unglük kennt, nur der glaubt, daß es unmöglich ist, Unglük unerträglicher zu finden, als Tod.

Der nämliche Mann, der gutmüthig genug zwei tausend Thaler hergeschossen, hatte keinen Glauben an diese Entschlüsse. Zu ihm gieng Rentlebens Freund, in der festen Ueberzeugung, diesesmal den armen Jüngling noch zu retten.

Anfangs sagte er nichts vom Selbstmord. Er brachte des Sohnes Zutrauen zum Vater vor, daß er ihm noch eine so kleine Summe werth sein würde, und sezte selbst so viel Beweisgründe hinzu, daß das härteste Vaterherz durch solche Vorstellungen erweicht werden würde, daß er schon gesiegt zu haben glaubte, als der Kaufmann ganz kaltblütig ein Paket Briefe aus seinem Schranke holte, sie öfnete, und ihm einige übergab.

Diese enthielten freilich wenig Trost für den armen Rentleben. Sie lauteten so troken und kalt, daß nichts, gar nichts mehr für ihn gethan werden sollte, daß auch daraus nicht die entfernteste Spur zu ziehen war, daß ein Vater sie geschrieben. „Der Mensch ist unverbesserlich, sagte der Schreiber. Wenn man so oft aus der Lebensgefahr gerissen ist, und sich doch wieder hineinstürzt, so verdient man umzukommen. Lassen Sie ihn laufen,

es mag aus ihm werden was da will. Erwähnen Sie seiner nie wieder gegen mich. Lassen Sie die zweitausend Thaler sich eine Warnung sein, nie Ihre Kommissionen zu überschreiten. Man muß exakt sein."

„So wurde ich," sagte der Kaufmann jezt, „so wurde ich für meinen guten Willen belohnt. Sie sehen doch wohl, daß ich nichts mehr thun kann?"

Rentlebens Freund legte sich jezt aufs Bitten, und unterließ keine Schmeichelei, um ihn zu bewegen. Er bot sich selbst zum Bürgen für ihn an.

„Nein," sagte jener. „Es wäre grausam, wenn noch mehrere durch ihn unglüklich werden sollten. Schlimm genug, daß er sich selbst um Ehre und Fortkommen gebracht. Der Vater thut nichts. Und wenn ich selbst Jemanden wüßte, der es thun wollte, ich würde ihm abrathen, denn es wäre verlornes Geld. Man hilft ihm nicht. Er muß spät oder früh doch den Weg wandern, den er jezt gehen muß. Also besser, er thut Andern keinen Schaden. Glauben Sie, Herr, daß ich, weil ich einiges Vermögen habe, deswegen verpflichtet bin, Verschwendern es aufzuopfern? Ich habe Kinder, und diese haben wohl nähere Ansprüche darauf, als ein junger Wüstling, der nicht weiß, wie er genug verthun soll. Ohne des Vaters Bekanntschaft hätt' ich ihm keinen Dreier gegeben."

Diese Gründe vermochte Rentlebens Freund nicht zu widerlegen, so gern er es auch gethan hätte.

denn er hatte eine andre Meinung von den Pflichten der Menschheit, und glaubte, wenn Kinder schon nähere Nächsten als andere Menschen wären, so konnte es doch unmöglich Pflicht sein, andre darben zu lassen, um sie reich zu hinterlassen.

Er mußte also einen andern Faden ergreifen, um seinen Zwek zu erlangen.

„Sie haben schon mehr gethan," sagte er, als irgend ein Mensch, irgend ein höheres Wesen von Ihnen verlangen kann. Sie haben nicht die geringste Verbindlichkeit, mehr zu thun, so bald Sie Konventionen und menschliche Pakta zu Rathe ziehen. Aber wenn Naturgefühl ins Spiel kömmt, wenn es um das Leben eines Menschen zu thun ist." —

„Um das Leben eines Menschen? Wie so?"

„Rentleben ist in Verzweiflung. Ehre lebt noch in ihm. Seine Beschimpfung ist mit seinem Tode verbunden. Er kann den Gedanken nicht ertragen, erniedrigt zu werden, und die Erfüllung desselben bringt ihn gewiß zum Selbstmord."

Lautes Lachen war die Antwort, die hierauf erfolgte. „Glauben Sie das nimmermehr," sagte der harte Mann. „Diese Leute sind es gerade, die den Tod am meisten scheuen. Sie haben das Leben lieben lernen, denn sie lernten es kennen. Sie gäben's um alles nicht hin, denn sie hoffen immer, das Glük soll sie wieder anlächeln, und sie werden es einmal wieder in seiner ganzen Fülle genießen. Und nun, Herr, gebe ichs gar nicht, denn

das ist ein Kunstgriff, dessen sich Rentleben hätte schämen sollen."

„Wie Sie es nehmen," erwiederte Rentlebens Freund, „so haben Sie freilich Recht. Aber ich, der ich diesem Menschen bis in die Seele gesehen, ich, den sein Klagen und Jammern zu Thränen erweichte, ich, der ich Züge der Verzweiflung zu deutlich auf seiner Stirn geschrieben sahe, ich kann so nicht reden. Es ist Ernst, Herr, bittrer Ernst. Solche Blike trügen nicht. Die That stand ihm schon ganz in den Augen geschrieben."

Alles Bitten war vergebens. Er bestand darauf, es sei Betrügerei. „Warum," sagte er, „hat der Mensch nicht ein einziges mal mir gesagt, daß sein Vater ihn hasse. Dann hätte ich auf keinem Fall ihm getrauet."

„Wußte er denn das? Stand er nicht noch am Tage, da der lezte Brief ankam, in dem Wahn, er sei der geliebteste Sohn, würde nie von seinem Vater verlassen werden. O mein Herr, der Mensch ist sehr unglüklich, das Gefühl seines Verlusts drükt ihn ganz nieder. Sie sollten ihn hören, wie weichherzig er einen machen kann, sollten hören, wie man für ihn eingenommen sein muß, man mag wollen oder nicht."

„Als ob ichs nicht gehört hätte? Als ob diese Syrenenstimme eben es nicht wäre, die in mir den tollen Gedanken reif werden ließ, zwei tausend an einen Menschen wegzuwerfen, ein Geld, wofür ich

hundert Andre hätte erfreuen können, an einen Menschen, der ein Verschwender, ein rasender Verschwender ist, der gerade den allgemein gewordenen Grundsaz hat, sich vor den Kopf zu schießen, wenn er nicht mehr bezahlen kann."

Rentlebens Freund sah wohl, daß bei dem Manne nichts auszurichten war. War es der Verlust des Geldes, der ihm vielleicht so ganz unerwartet gekommen, und den er nun so schmerzlich fühlte, oder war es wirklich bei ihm zur Gewohnheit gewordene Härte, genug er deklamirte je länger je eifriger gegen Rentleben, und es blieb kein gut Haar an ihm.

Jener hörte nicht auf zu bitten, und erhielt endlich so viel, daß er Rentlebens Gläubiger bereden wollte, so lange zu warten, bis er Antwort von seinem Vater habe. Er wolle es noch einmal wagen an ihn zu schreiben, er sähe aber voraus, daß es ihm nichts helfen, und er nur Vorwürfe erndten würde.

Die Zeit über lebte Rentleben eingezogen und still, und sein drükender Gläubiger schwieg. Die übrigen kleinern hatten ihm ohnedem versprochen, sie wollten sich gedulden. Er erwartete Erlösung von seiner Noth, denn er konnte sichs unmöglich einbilden, sein Vater würde ihm zweihundert Thaler abschlagen. Und auch meine Leser werden sichs schwer einbilden können; allein es wird ihnen, wenn sie

hören werden, was in der Folge geschah, ein Licht aufgehen.

Der Brief kam beim Vater an, und wurde kaltblütig zurük gelegt. „Haben dich zweitausend Thaler noch nicht gewizigt, alter Esel?“ sagte er. Er sezte sich und schrieb seinem Korrespondenten.

„Daß Sie den Namen meines Sohnes mir wie„der genannt haben, will ich Ihnen um unsrer „Freundschaft willen verzeihen. Ich verbitte mirs „aber jezt ernstlich. Sollten Sie noch zweihundert „Thaler wegzuwerfen haben, so thun Sie es. Ich „brauche mein Geld besser. Ich zahle keinen Heller.“ — Und gleich nach dieser tröstlichen Nachricht kam eine kaltblütige Erzählung, in welchem Preise die Waaren anjezo ständen, und in wie fern dabei zu verdienen oder zu verlieren wäre.

O Vater! Vater! Kein einziges Wörtchen sprach in deinem Herzen für deinen Sohn? Nicht das kleinste Gefühl regte sich, um ihn zu retten? Was sagte ich für den Sohn? Nein, du warst in diesen Augenbliken nicht Mensch. Dich hatte ein Anfall von Kälte ergriffen, den die Natur nie in den Menschen legte. Du schufst dich zu einem Ungeheuer um, das ausgeartet war, wie der Engel einst zum Teufel ausartete.

Dieser Brief kam zurük, und war die Todespost für Rentleben. Der Korrespondent zeigte ihn dem Gläubiger, und dieser säumte keinen Augenblik, zur Polizei seine Zuflucht zu nehmen. Ich habe

nicht erfahren können, in welchen Umständen der Gläubiger war, und ob Noth ihn gedrungen, diesen Weg einzuschlagen.

Rentleben bekam die Nachricht von der Härte seines Vaters zugleich mit seiner Gefangennehmung, und von seinem Erstaunen läßt sich keine Beschreibung machen. Sein Zustand glich einer Erstarrung der Seele. Er konnte nicht weinen, nicht sich übel geberden. Er überließ sich den Händen der Wache. Einer, dem die genauere Aufsicht über ihn aufgetragen war, gab ihm noch den Anschlag, ob er nicht etwa einen guten Freund habe, der sich seiner annehmen könnte, und wenn es wäre, so wollte er ihn dahin begleiten. Rentleben nahm dieß in der Betäubung an, sezte sich mit ihm auf ein Fuhrwerk, und nannte einen Mann, von dem er vielleicht selbst nur den Namen wußte, ohne ihn zu kennen. Wahrscheinlich war ihm da schon das in der Seele, was er thun wollte. Die Bilder, die seiner warteten, konnten ihm unmöglich vor Augen liegen, aber die des Vorsazes, wie er bei seinem Freunde war, waren gewiß da.

Er fuhr fort. Wie er auf eine große Brüke kam, stieg er unter einem Vorwande aus, und sein Begleiter, der vielleicht der menschenfreundlichste Gerichtsdiener in Europa sein mochte, denn er zeigte sehr viel Theilnahme, erlaubte es ihm gern. Menschenkenner war er wohl noch nicht, sonst hätte er auf dem Gesichte Rentlebens, wo nicht Züge von

Verzweiflung, doch eine ordentliche Entschlossenheit entdeken müssen.

Rentleben sahe sich kaum frei, so stürzte er sich über die Brüke hinab in den Fluß. Da der Strom sehr reißend war, so nahm er ihn schnell mit fort. Es wurde ein allgemeiner Aufruhr. Es wurden Böte ausgesezt, allein man sahe den Unglüklichen nicht mehr, und hat seinen Körper nie, wenigstens nicht in jenen Gegenden, gefunden.

Wenn das lezte Wort dieses Jünglings, da die Fluthen ihn aufnahmen, seinem Vater Wehe gerufen hätte, sollte dies Geschrei nicht bis zum Throne des Allmächtigen gekommen sein? O Vater! der du im Ueberflusse lebst, alles was du vorher für deinen Sohn thatest, war nichts. Diese zweihundert Thaler wären das erste gute Werk gewesen. Wie wirst du einst dich verantworten? wie wirst du bestehen können, wenn er auftritt und sagt: Warum hast du mir das gethan? Warum da, wo ich auf dem Wege zur Besserung war.

Rentlebens Freund erfuhr sein Unglük, und klagte sehr. „Wärst du nur noch einmal zu mir gekommen,“ sagte er, „ich hätte alles, alles aufgeboten, um dich zu retten — so viel Macht würde ich doch noch über Andre gehabt haben, wenn ichs auch selbst nicht gekonnt hätte. Unglüklicher Freund! Mußte dein Verhängniß so gar übel im Buche des Schiksals geschrieben sein?“ Er gieng zu des alten Rentleben Korrespondenten, und er freuete sich,

ihn wenigstens nicht ganz ohne Gefühl zu finden. Er erklärte sich doch, wenn er gewußt hätte, daß es des jungen Menschen Ernst wäre, so hätte er ihm noch einmal geholfen. Er sezte aber hinzu: „Man wird heut zu Tage so oft und sonderbar betrogen, daß man sich nicht mehr genug in Acht nehmen kann.

Wäre wenigstens ein so entferntes Gefühl in dem Vater des jungen Menschen aufgestiegen, so hätte man doch noch Sympathie zwischen Eltern und Kindern annehmen können. Sein Korrespondent fürchtete, daß ihn die Sache zu sehr angreifen möchte, und versparte die Nachricht davon, bis er selbst den Ort des Aufenthalts des alten Rentleben besuchte.

Hier stellte er ihm den Zufall so glimpflich als möglich vor, und mußte von ihm sehen, daß er nicht den geringsten Eindruk machte — hören von ihm, daß er sagte, es sei eben so gut, daß er von der Welt wäre.

Ist das auch Sympathie? Oder hören die Pflichten da auf, wenn der Sohn von den gesparten Thalern zu früh ihrer zu viele für sich verwendet?

Kapitain Toriwald, Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Wenn doch Minister und andere Menschen, die nahe um Fürsten her sind, bedenken wollten, wie unrecht sie thun, wenn sie, sei es aus Ursachen, wel-

che es wollen, Bittschriften unterschlagen, die an die Großen, an die Götter dieser Erde gerichtet werden! Wenn doch Dikasteria, wenn sie auch wirklich die Person des Regenten vorstellen, wenn sie in seinem Namen binden und lösen können, als ob er es selbst wäre, wenn sie doch Dinge, die nicht blos dem Laufe der Gerechtigkeit unterworfen sind, sondern die durch Gefühl und Menschheit entschieden werden, dem Gefühl der Person selbst überließen, und nicht nach ihren kalten Betrachtungen das Urtheil darüber fälleten!

Wenn sie doch bedächten, daß, wer da bittet, gewöhnlich bedarf, daß mit dem Gefühl des Bedürfens und mit dem Zwange zum Bitten etwas Schmerzhaftes verbunden ist, das dem Edeldenkenden schon diesen Schritt unangenehm macht! Wenn sie, da sie vielleicht selbst diese traurige Erfahrung nicht gemacht, doch ein wenig in die Geschichte der Menschheit umher bliften, und es sich beschreiben ließen, wie wehe es thut, sich eine Bitte abschlagen zu lassen, auf welcher so oft das ganze Glük und Unglük, auf welcher nicht selten das Leben eines Menschen beruhet!

Es ist so ein göttliches Vergnügen, wohlzuthun, und wer kann dieses göttliche Vergnügen wohl mehr in Ausübung bringen, als die, die Macht dazu uneingeschränkt haben? Und wer ist dafür gut, daß nicht der Schöpfer des Gefühls in dieser oder jener Sache auch besonders auf ihr Gefühl wirken, und sie lenken kann?

Diese Einleitung — wünsche ich — bei meinen Lesern, wie sie mir es war, da ich die nachfolgende Geschichte erfuhr.

Kapitain Toriwald hatte von Jugend auf unter den Truppen eines großen Monarchen gedient, bey dem das Avancement nach der Anciennität gieng. Er war von unten auf bis zu der Stufe gestiegen, wo er sich jezt befand. Aber mit Bravour und edlem Sino hatte auch das Glük alle Schuld, die es gegen ihn hatte, zu bezahlen geglaubt. Kümmerlich und arm war seine Laufbahn gewesen. Die Ehre waren seine Lekerbissen, und das Gefühl seine Pflicht gethan zu haben, hatte ihm die Freuden ersezt, die Andern ihr Vermögen und Glükslächeln verschaften.

Halb grau war Toriwald als Lieutenant geworden, und war zufrieden. Er bedurfte zum Leben wenig, und vermied jeden Aufwand, weil er nicht daran gewöhnt war. Auch war, wenn man dieses Entbuehren Unglük nennen will, es doch noch mit dem Glüke verbunden, daß er nie einen Anfall dieser Göttin gehabt, der ihn etwa in Süßigkeiten eingewiegt hätte, die er hernach wieder schmerzhaft entbehren müssen.

Selbst im Kriege, wo er so oft an der Spize stand, wo sein Leben immer in Gefahr, er nie feige war, es zu verlieren, hatte er keinen einzigen Coup gehabt, durch den seine Glüksumstände sich hätten verbessern können. Entweder hatten Vorgesezte oder Kameraden von ihm das Glük, den Lohn wegzutragen, wo

er die Arbeit gehabt, oder er war zu gewissenhaft, manchen Fall so zu benuzen, wie Andre ihn benuzten, und an seiner Stelle benuzt haben würden. Selbst kein äusseres Kennzeichen seiner Tapferkeit war ihm zu Theil geworden, und kannte man diese Eigenschaft schon bei der ganzen Armee an ihm, so war doch keiner, der darauf dachte, sie zu belohnen, weil bei der großen Menge zu Viele die Hände nach dem wenigen Auszutheilenden strekten, und die Schreier den Vorzug behielten.

Jezt traf ihn aber die Reihe Kapitain zu werden, und übergangen werden durfte niemand, auch waren alle seine Mitdienende damit zufrieden, und wünschten ihm Glük dazu. Wer zweifelt, daß der, der als gemeiner Soldat schon eine feindliche Fahne wegriß, und sich selig glaubte, wenn es ihm einst erlaubt würde, unter den Seinigen sie zu tragen, daß er nicht wonnevoll diese weit größere Stufe erhalten und angenommen? Auch that Toriwald das. Er küßte den Namen seines Monarchen. Freudenthränen standen in seinen Augen. Er nahm mit warmen fühlendem Herzen alle Glükwünsche an.

Nur zu Hause stand dem guten Toriwald ein einsamer trüber Auftritt bevor. Von der Höhe, auf welcher seine Seele stand, stürzte ihn das Bewußtsein körperlicher Bedürfnisse herab,

„Und was hast du denn jezt?“ sagte er zu sich selbst. „Als Lieutenant hast du nicht ganz ohne Schulden leben können, bist also nicht einmal frei

davon. Und jezt, mußt du sie häufen, und um sie nur häufen zu können, mußt du dich unter die Hände der Wucherer begeben, die dich denn Zeitlebens drüken werden, mußt ihnen das ganze kleine Quantum deiner Zulage aufopfern, und dich noch mehr einschränken, um nur als ehrlicher Mann durchzukommen. Noch mehr einschränken? Lebst du nicht so schon für deinen Stand elend? Sind nicht alle deine Kameraden in der Meinung, daß du geizig bist? Sie beurtheilen dich nach sich selbst. Sie glauben, das Glük wirft dir auch Broken zu, wie sie sie manchmal von dieser blinden Zauberin erhalten. Sie halten dich für reich, und du bist so arm, daß du mit jedem von ihnen ohne Bedenken tauschen könntest. Wenn du jezt, anstatt deinen Aufwand deiner Erhöhung gemäß zu erhöhen, ihn noch verminderst, was werden sie dann sagen? Und wenns auch keiner wagt, seine Gedanken dir ins Gesicht zu sagen, ists nicht ärgerlich genug, schlecht von sich denken lassen zu müssen? Für einen Filz ausgeschrieen zu sein, wenn man's gar nicht verdient? Wie oft hast du dir selbst das Brod entzogen, um bei einer Kollekte nur nicht geizig zu erscheinen? du, der du der Kollekte fast mehr bedurftest, als jene, die sie erhielten."

Plözlich fuhr ein Vorschlag durch seinen Kopf. „Wie, wenn du dem Monarchen dich zu Füßen würfest! Er ist ja doch der erste, und kann am ersten helfen. Er hat die Gnade gehabt, dich zu erheben.

Er wird auch die Gnade haben, dich nicht untergehen zu lassen."

Er sezte sich, und schrieb eine Bittschrift, die seine Wünsche darlegte. Er stellte darin seine Dienste und seine Noth vor. Er sagte in den rührendsten Ausdrüken: Die Gnade seines Monarchen sei ihm schäzbar, er erkenne sie mit den lebhaftesten Gefühlen. Allein er würde sie nur halb genießen können, wenn der Regent ihn nicht mit einer kleinen Summe beschenkten, um seine Equipage einzurichten. Er habe gar nichts, habe nie etwas gehabt, und sich also nicht den Vorwurf zu machen, als sei er an diesem Mangel schuld. „Ew. Majestät, schloß er, werden durch eine Kleinigkeit die daurende Ruhe eines „Dieners befördern, der immer mit seinem Leben „für Sie bereit war, und es sein wird, so lange „Athem in ihm ist."

Toriwald glaubte wirklich nicht, daß es ihm fehlen könnte. Allein darauf hatte er nicht gerechnet, daß diese Bittschrift vielleicht nicht in die Hände des Monarchen käme. In der süßen Hofnung, man würde ihn erhören, in der Ueberzeugung, er habe seine Sache recht gut gemacht, brachte er die Tage bis zur Ankunft der Antwort vergnügt und heiter zu.

Die Sache kam nicht vor den Monarchen, sondern an den Günstling, von da an den Kriegsrath, und wurde abgeschlagen. Vielleicht glaubte man selbst in diesem Kollegio, Toriwald verstelle sich nur,

um dem Laster des Geizes ein kleines Opfer durch Benuzung dieses Umstands zu bringen. Vielleicht dachte man aber auch, ein Mann, der immer so ökonomisch gelebt, könne ferner und auch noch mehr sich einschränken; vielleicht wollte man lieber ungestümmen Bettlern, die es nicht bedurften, geben, und daß nur, um ihres Ueberlaufens überhoben zu sein.

Toriwald muthmaßte beim Erbrechen der Antwort nicht einmal, daß sie abschläglich sein würde. Er freute sich vielmehr auf guten Erfolg, und dachte schon zum voraus darauf, wie er seinem Morarchen danken wollte.

Wie er aber erbrochen, wie er gelesen hatte, stand er erstaunt und wie ohne Leben da. „Ists wahr? rief er aus — abgeschlagen! So will mein Monarch nicht den gütigen, nachsichtvollen Regenten zeigen? So soll ich mit meiner ersten Bitte zurükgewiesen werden — vergebens gebeten haben, was so viele hundertfach mehr erhalten? O ich hielt dich für einen Vater deines Landes. Du kannst das nicht sein, wenn du dem Kinde dein Hülfe abschlägst, das deren am meisten bedarf.“

Toriwald hätte viel, sehr viel darum gegeben, wenn er diesen Schritt nun nicht gethan hätte. Dann konnte er die Leute reden lassen, was sie wollten, dann war nichts, das wider ihn aufgetreten wäre.

Jezt aber schien ihm seine Ehre beleidigt. Er schien sich durch die abschlägige Antwort zurükgesezt. Er fußte schwermüthig genug darauf, man habe ihm

die Kapitainstelle auch nur gegeben, weil man nicht anders gekonnt habe, und wenn es nur möglich gewesen wäre, hätte man sie ihm entrissen. „Man belohnt meine Verdienste nicht allein nicht, man verachtet sie," rief er wüthend aus. „Hab ich nicht dem Monarchen erklärt, ich könne ihm nicht ruhig, nicht nach Pflicht dienen, wenn er mich nicht einigermaßen unterstüzte? Er thut es nicht allein nicht, sondern er läßt mir auch nicht einmal sagen, warum er es thut. Heißt das nicht, er wolle meiner Dienste nicht?"

„Ha! Ich soll meinen Abschied nehmen, weil ich kein Geld habe. Soll mit der halben Pension vorlieb nehmen, und wenn's einmal wieder Krieg wird, ruft man mich doch wieder. Mittlerweile haben mich Andre übersprungen, die mehr Aufwand machen können, als ich. Armuth! du Eigenschaft des Unglüks. Wenigstens solltest du der Ehre nicht im Wege sein.

„Bei mir sollst du es auch nicht. Ja, ich will meinen Abschied nehmen. Ihr sollt diesen Triumph haben. Aber ich will ihn so nehmen, daß ihr mich nicht wieder rufen sollt."

Ist jemand unter Ihnen, meine Leser, der es diesem braven Offiziere übel auslegen kann, daß er hierüber rasete? Wäre es nicht wirklich ein wenig hart vom Monarchen gewesen, wenn er seine Bittschrift gelesen, daß er sich nicht wenigstens um ihn beküm-

mert, und etwas von ihm sich sagen lassen? Hätte er nicht forschen sollen, ob er brav, ob er arm sei, ob er Unterstüzung verdiene?

Dann hätte er doch wenigstens erfahren, daß er von der Pique auf gedient, und daß es nur am Glük liege, daß er nicht schon General sei, welches er lange wäre, wenn das Schiksal ihn edel geboren werden ließ. Dann hätte er wenigstens verdient, seinen Monarchen zu sprechen, und von ihm zu hören, er könne, da er so vielen helfen müssen, ihm nicht helfen. Und diese Gnade hätte den armen Toriwald schadlos gehalten.

So mogte es mit seinen Gedanken in seinem Herzen aussehen, als er in seine Kammer gieng, um eine Taschenpistole zu laden, und die Zeilen zu schreiben, die man nach seinem Tode bei ihm fand. Seine Ordonnanz erzählte, er sei sehr mißmüthig herausgekommen, und habe ihm befohlen, von weitem ihm nachzufolgen. Er habe den Weg nach dem Schlosse auf der Seite genommen, wo des Monarchen Zimmer waren. Unter den Fenstern derselben sei er verschiedene mal so heftig auf und abgegangen, daß alle Anwesende darüber aufmerksam geworden, und ihm nachgesehen.

Auf einmal habe er die Pistole hervorgezogen, und gerade unter dem Fenster, aus dem der Monarch gewöhnlich zu sehen pflegte, sie sich vor den Kopf geschossen.

Hier gerieth nun alles in Aufruhr. Alles lief her-

bei; der Monarch sahe erschroken aus dem Fenster, rief herab, was geschehen wäre, und man berichtete ihm den traurigen Fall. Er erschrak sehr, und befahl sogleich, alle Effekten des Erblaßten zu versiegeln, und seine Taschen zu durchsuchen, ob man etwa Nachrichten von Gründen zu diesem Schritte vorfände, den er sich gar nicht erklären konnte, weil er von dem Avanzement sehr gut wußte.

Man fand einen an den Monarchen überschriebenen Brief bei ihm, den man ihm auch sogleich zustellte. Er lautete so:

„Daß Ew. Majestät meiner Bitte willfahren soll„ten, war mein Wunsch, nicht Nothwendigkeit von „Höchstdero Seite. Daß Sie mir sie abschlugen, „würde mich nicht gekränkt haben, wenn die Art „anders gewesen wäre. Diese mußte mir aber den „Fall bedenklich machen. Ew. Majestät wollten „nichts für mich thun, als was mir von Gott und „Rechtswegen zukam, und das war mein Avanze„ment. Aber auch die kleinste Bitte von mir, wür„digten Sie nicht der geringsten Aufmerksamkeit. „Entbehren konnten mich Ew. Majestät also füg„lich. Und ich kann der Welt und aller derer ent„behren, die darinnen sind. Bin ich hier nichts mehr „nuze, so hoffe ich dort etwas nuze zu sein, denn „wissentlich verlezte ich meine Pflicht nie. Ich wün„sche Ew. Majestät lange Regierung, und so brave „Soldaten, wie ich Ihnen noch lange hätte sein „können. Meinen Abschied zu fordern, habe ich

„nicht Muth genug. Ich nehme ihn, und unter den „Fenstern von Ew. Majestät deswegen, weil ich mei„ne Ehre nicht gern nach meinem Tode gebrandmarkt „sehen will. So viel Gnade werden Ew. Majestät „um vorher geleisteter Dienste willen noch haben für „den unglüklichen nun bald glüklichen.

„Toriwald.“

Wehmüthig und mit starrem Erstaunen las der Monarch von einer Sache, von welcher er gar nichts wußte. Er erfuhr aber bald das Ganze nach der strengsten Wahrheit, er las die Bittschrift, und betheuerte, er würde gleich eingewilligt haben, dem verdienten Manne zu helfen. Er verwieß es allen sehr, die in der Sache zu thun hatten, daß sie so geheimnißvoll gegen ihn gewesen.

Ob das für die Zukunft gewirkt hat? Ob die Herren dem Monarchen in der Folge mehr weiß gemacht, als er wissen sollte? das ist eine andre Frage. Ich wage sie nicht zu beantworten, und kann nur sagen: ich zweifle.

Wüßte ich, daß dieß Buch in die Hände von Erdengöttern käme, o dann würde ich bitten, knieend würde ich sie anflehen, die Wege zu ihren Thronen etwas mehr zu erleichtern, sich nicht so von kalten fühllosen Geschöpfen umgeben zu lassen, deren Seelenaugen vom Glanze der Majestät sich blenden lassen, und die alles, was unter ihnen ist, als ihrer Achtung nicht werth ansehen.

Glaubt mir, Monarchen, der Unterthan ist schon

glüklich, wenn er nur in euren Augen sich weiden, und selbst lesen kann, ihr liebt ihn.

Könnt ihr es ihm verdenken, wenn er es, von andern gesagt, nicht glauben kann, da die Handlungen mit den Worten nie übereinstimmen?

Die schöne Ottilie, Opfer der Chikane.

In einer großen Provinzialstadt eines der ersten Reiche in Europa, war der oberste Richter, der die Person des Monarchen vorstellte, ein Mann von Geist und Herzen. Diese Eigenschaften waren die Ursache, warum ein liebenswürdiges Mädchen, obschon er ein Mann in die Jahre war, ihm doch ihre Hand gab. Ihre Familie war der seinigen gleich, und ihr Kopf nicht minder. Ihr Herz war weicher und empfindsamer, kein Wunder, da Jugend und eine vortrefliche Erziehung es stimmten, da es noch durch keine Leiden abgestumpft war, da es noch keine Leidenschaft in Gährung gesezt.

Unsere schöne Ottilie, so wollen wir die Dame nennen, hatte noch nie geliebt. Das gehörte dazu, um einen Mann, der fast funfzig Jahr älter war, als sie, zu ihrem Gatten zu wählen. Wir wollen sie nicht ganz davon frei sprechen, daß ein kleiner Ehrgeiz, die Erste in der Provinz zu sein, mit dabei ins Spiel gekommen. Was kann einem jungen Mädchen schmeichelhafter sein, als auf einmal aus dem Kreise der Unterwürfigkeit, aus der Ungewißheit, wozu das Schiksal sie eigentlich bestimmt, auf eine

Höhe geworfen zu werden, wo sie allen Zirkeln, in denen sie bisher war, zum leuchtenden Sterne diente?

Ottilie fühlte nie Reue darüber, daß sie Ja gesagt hatte. Sie hatte selbst in der Zeit, da sie Liebe kennen lernte, nicht Ursache, es zu bereuen, denn in dieser Art hätte sie sie gewiß nimmermehr kennen gelernt, wenn sie in ihrer Eltern Hause noch geblieben wäre. Sie wurde dann irgend eines andern Gatten, wo sie den größten Theil ihrer Zeit auf dem Lande zugebracht, wie es dort in der Provinz gewöhnlich war. Vielleicht und wahrscheinlich hätte es aber ihrem Schiksale einen andern Ausschlag geben können, wenn sie statt der blendenden Dame gute Landwirthin und Mutter geworden wäre. Das lezte Glük ward ihr nicht zu Theil, so sehr sie es wünschte, so sehr ihr ganzes Gefühl und ihre ganze Zärtlichkeit sich dahin konzentrirt haben würde.

Ihr Mann gab ihr nie Gelegenheit über Mangel an Aufmerksamkeit zu klagen, wohl aber hätte sie ein wenig mehr Liebe und ein wenig mehr Treue gewünscht. Der Mann hatte zu viel in der Welt gelebt, war der Veränderung zu sehr nachgegangen, als daß er nicht an dieser einen immerwährenden Geschmak hätte beibehalten sollen.

Da er einer der ersten Weltmänner war, so sahe er nach den ersten Flitterwochen wohl ein, daß sein Weib gemacht, sehr gut gemacht sei, die Honneurs seines Hauses zu besorgen, daß aber ihre Liebe ein Punkt sei, der ihm nach und nach lästig fallen wür-

de. Indessen kümmerte ihn die Sorge nicht, diese Last loszuwerden. Er wuste sich in alles zu schiken. Er genirte sich nicht, so wie es seine Konvenienz erfoderte, dieser oder jener ihm aufstoßenden die Kour zu machen, wohl gar Lieblinge geringern Standes zu sich ins Haus zu nehmen.

Ottilie stuzte darüber; da er aber gar nicht Mine machte, als ob er dies bemerkte, da er nach wie vor der artigste zuvorkommendste Mann war, so sahe sie wohl, in was für Hände sie gefallen, und nahm sich nur vor, eine entscheidende Erklärung von ihm zu fordern, wie er eine solche Lebensart betrachtete, und wie er wollte, daß sie sie betrachten sollte. Auf ihre Frage bekam sie folgende Antwort:

„Liebe Ottilie! Wir Menschen aus der grössern „Welt, wir, die wir über Vorurtheile weg sind, und „die Stand und Vermögen nicht bindet, in diesem „oder jenem uns einzuschränken, wir können ja nach „unserm Geschmake leben. Glauben Sie mir, Sie „können nicht mehr hochgeschäzt werden, als ich Sie „schäze. Sie sind meiner Seele sehr theuer, und „es bedurfte kein priesterliches Band, um Sie zur „Besizerin meiner Hand zu machen. Was aber „körperliche Bedürfnisse betrift, so lassen Sie uns „darüber wegsehen. Ich bin der Veränderung ge„wohnt, und ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich kann „mich nicht davon entwöhnen. Das soll Ihren Ver„diensten und meiner reellesten Achtung keinen Scha„den thun. Sie sind zu vernünftig, als daß Sie

„nicht einsehen sollten, daß es der beste Weg ist, „wenn Mann und Frau hierüber sich verstehen, und „keine Vorwürfe die Folge menschlicher Schwachhei- „ten sein lassen.“

„Ich wundre mich gar nicht,“ erwiederte Ottilie, „daß Ihre Denkungsart so ist. Ich habe mir es „fast vermuthet, da man mir Ihre Schilderung „machte, daß ein so eingewurzeltes Uebel nicht so „leicht von Ihnen zu trennen sein würde. Auch ha- „ben Sie gesehen, wie ich mich bei manchen mir „bekannt gewordenen Auftritten der Art verhalten „habe. Ich will auch keinesweges Sie davon ab- „halten, noch weniger eifersüchtig sein. Ihre Er- „klärung, daß ich Ihr Herz behalte, ist mir genug. „Ich kann es ertragen, daß mein Gatte sich befrie- „digt. Allein, was mich eigentlich in Verwunder- „ung sezt, ist, daß Sie die Sache von beiden Sei- „ten gleichartig behandeln, und ich kann mich nicht „gut mit dem Gedanken vertragen, daß eine Frau „in diesem Punkte gleiche Rechte mit dem Man- „ne hätte. Das Weib ist die Ehre des Mannes, „sie schändet es nicht, wenn er andre neben ihr „liebt; aber für ihn ist die Schande unauslöschlich, „wenn sie ihm untreu wird.“

„Ich muß dem Schiksal wohl sehr in die Augen „gefallen sein, daß es mich mit dem ausgezeichne- „ten Glük einer solchen Gattin begabt hat,“ sagte „der galante Mann, und küßte Ottiliens Hand. „Nur „wünsche ich, daß es von Dauer sein mag. Sie

„haben noch nicht geliebt, Ottilie. So wie Sie mich „lieben, kann man höchstens Vater oder Bruder lie„ben. Lassen Sie aber den Liebhaber erst erscheinen, „und Sie werden anders sprechen. Dann, weiß „ich gewiß, wird das Vorurtheil Ihnen als Vor„urtheil erscheinen. Können Sie ohne diese verder„bende Leidenschaft durchkommen, so will ich mich „und Sie selig preisen. Allein so verderbend sie ist, „so süß ist sie, und Ihnen diese Süßigkeit zu rau„ben, das wäre grausam. Die Dame, die aus der „Liebe Buhlerei macht, die hasse und verachte ich. „Aber wahre leidenschaftliche Liebe ist Gesez der „Natur, und bei mir mehr als Konventionen."

Die Dame lächelte. „Sie sind sehr gütig," erwiederte sie; „indessen hoffe ich, ich werde das nie zu fürchten haben. Der Vorsaz, Ihnen treu zu bleiben, schmeichelt meinem Stolze."

Wirklich giengen zehn Jahr in einer glüklichen und zufriednen Ehe hin, in welcher Zeit der Mann sich tausend ausschweifende Freuden gemacht, und so spät erst erfuhr Ottilie, daß man dem Fieber der Liebe nicht leicht entgehen könnte, wenn man ein gefühlvolles Herz hätte, wenn man auch schon sich lange gegen dieses Uebel waffnete und erhielte.

Ein junger Fürst aus der Residenz erschien in der Provinzialstadt. Er war die Liebenswürdigkeit selbst. Er verband mit einem ganz vortreflichen Aeußern einen Geist voll Feuer, eine schnelle Beurtheilungskraft. Der Ton seiner Stimme war eindringend,

und Ottilie hatte kaum ihn gesehen und gehört, so war sie schon Feuer und Flamme für ihn. Sie nannte das freilich freundschaftliche Sympathie, und schmählte auf ihren Mann, wenn der ihr prophezeihte, die Bekanntschaft würde gefährlich für sie werden. Selbst gegen den Fürsten nahm sie die Mine an, als ob blos sein lebhaftes Wesen und seine gute Unterhaltung sie fesselte.

Der Fürst war aber, so jung er war, doch in Ansehung der Liebe kein Neuling. Er wußte wohl, daß die Grimassen machte, und deswegen nahm er sich vor, keinen Sturm zu wagen, sondern die Festung mit List zu überrumpeln.

Ottiliens Leidenschaft gegen den Fürsten wuchs indessen täglich, ohne daß ihr Stolz sich minderte. Ihrem Manne untreu werden, seine Verzeihung verdienen, seine Prophezeihung wahr machen, das wollte sie nicht. Sie war hartnäkig auf ihre Ehre, und des Fürsten List war vergebens. Desto tiefer hatte er sich in ihr Herz eingeschlichen, und sie wieder in das seinige. Der Fürst entdekte so mancherlei gute Eigenschaften an ihr, daß er zu wünschen anfieng, sie würde sein Weib, daß er Hochachtung mit der Liebe verbunden fühlte, daß er einsah, so wenig sie ihr iziger Gatte glüklich mache, so sehr sei er es fähig.

Sie stimmte darin vollkommen mit ihm überein; sie sagten sichs tausendmal, daß sie für einander geschaffen wären, daß das Schiksal ungerecht sei, daß

es sie einem Andern bestimmt. Jedesmal aber, wenn der Fürst sich hierüber auslieẞ, führte ihm Ottilie zu Gemüthe, daß ohne diese Verbindung sie sich nie würden haben kennen gelernt, und sie beruhigte ihn dadurch wieder.

Je länger es dauerte, desto verliebter ward der Fürst izt, und es war ihm nicht mehr erträglich, zu wissen, daß ein Anderer im Besiz seiner Ottilie wäre. Er entwarf deswegen einen Plan, den er ihrem Gatten mit ihrer Genehmigung vorlegte. Der kurze Inhalt desselben war ungefähr folgender:

Da er seine Gattin nicht liebte, nur hochschäzte, da er frei von allen Vorurtheilen wäre, da er ihr Glük wünschte und wollte, so solle er es befördern. Er, der Fürst, liebe diese Ottilie, wie man sein Leben und seine Glükseligkeit liebe. Ihre erhabnen Begriffe von Ehre hätten vollends sie ihm so werth gemacht. Er kenne keinen Trieb, ferner zu leben, als wenn er sie besizen könnte. Er bäte daher um ihre Trennung, und daß er ihm die Gattin überließe, die seine ganze Glükseligkeit bestimmte. Wollte er einen Preis auf sie sezen, so sei keiner ihm zu theuer. Vermögen habe er genug, um seinen alten Tagen noch Freuden zu schaffen, so viel er ihrer begehre, und für die Glükseligkeit, die er ihm opfere, sei er zu allem gern bereit.

Beide waren in einem Zimmer beisammen, und erwarteten in ängstlicher Unruhe die Antwort auf diesen Brief.

An ihrer Statt erschien Ottiliens Gatte selbst. Beide erschraken, da sie ihn mit dem Papier in der Hand herein treten sahe. Er lachte.

„Ihr seid Kinder," sagte er, „wahre Kinder. Sie ist zehn Jahr meine Frau, Fürst, und sie ist gerade noch so jung und liebenswürdig und verlegen, wie ich sie am Tage unsrer Heirath sahe. Das geht aber auch ganz natürlich zu. Bei mir sind ihre Gefühle nicht abgestumpft worden. Ihr die Freuden zu nehmen, die ihrer bei mir nicht warten können, wäre grausam gewesen. Ich sparte ihr reines zärtliches Gefühl für Augenblike, wie sie izt da sind. Du wolltest einst nichts von einer solchen Veränderung wissen, Ottilie. Die Liebe hat sich an Dir gerächt.

„Aber was ihr von mir verlangt, kann ich nicht thun. Warum wollen wir der Welt Gelegenheit geben, mit Fingern auf uns zu weisen? warum uns dem Urtheile der Menschen in Dingen aussezen, wo wir ohne sie entscheiden können? Was bedarf es eines dritten Mannes, um uns zu trennen, wenn wir beide es zufrieden sind?

„Fürst! Sie lieben Ottilien. Sie sei die Ihrige. Von diesem Augenblik an ist sie nicht mehr mein Weib. Ich gebe sie Ihnen gern, weil Sie sie glüklich machen können. Die paar Jahre, die ich höchstens noch zu leben habe, soll sie mir Freundin sein. So lange lassen Sie sie meinen Namen noch führen. Bin ich todt, so geben Sie ihr den Ihrigen.

Ich will einer Stelle Ihres Briefes nicht Erwähnung thun, will nur sagen, daß Eigennuz in diesem Falle doch wohl schändlich wäre, und Sie spielten darauf an. Doch davon kein Wort mehr. Ihr wißt izt meine Meinung, versteht euch darüber."

Bei diesen Worten verließ er sie, ohne zu erwarten, was sie erwiederten. Sie waren über seine Großmuth erstaunt, von seinem edlen Gefühl und der noch edlern Aufopferung hingerissen, und doch war es Ottilien nicht ganz recht, daß er sich nicht von ihr trennen wollte. Immer noch kämpfte in ihr der Gedanke, er ist doch dein Mann, und hätte er sich scheiden lassen, sie hätte ihn mit Freuden lieber Vater genannt.

Ob Ottilie sich durch des Fürsten Liebe hinreissen ließ, zu vergessen, was sie sich nicht wegphilosophiren konnte, kann ich nicht sagen. Inniger und vertrauter waren sie seit der Zeit, und die Welt urtheilte sehr laut, und wie gewöhnlich sehr bitter über dieses Verständniß. Ihr Gatte blieb ihr unverändert der Freund, der er ihr gewesen, genoß aber nicht lange mehr das Glük, von beiden geliebkoset zu werden. Ein Jahr nur lebte er noch mit ihnen, dann riß ihn daß Schiksal aus diesem treflichen Kleeblatt heraus.

Ottilie war bei seinem Tode außer sich, und ihren Schmerz nannte der Fürst gerecht. Aber daß sie schwermüthig wurde, daß sie Ahndungen Gehör gab, die, wie sie behauptete, ihr Unglük prophe-

zeihten, das rechnete er ihr sehr zur Last, und doch hatte Ottilie am Ende so Unrecht nicht, und überzeugte ihn auch bald, daß sie nicht so ganz ohne Grund wären.

Es fielen beiden izt Hindernisse ein, an die sie damals nicht gedacht hatten, Hindernisse, bei denen der verstorbene Gatte, der viel in der Residenz galt, fehlte, weil er sie hätte durchsezen können, und nun sie wenigstens um vieles schwerer durchzusezen waren.

Der Fürst war in Diensten, und hatte eine Familie, die in seine Wahl wenigstens rathweise zu sprechen hatte. Sobald die erste Trauerzeit vorüber war, bat er um Urlaub, und reisete in die Residenz, um theils die Familie auf seine Wahl vorzubereiten, theils des Monarchen Erlaubniß dazu zu erhalten.

Sein Erstaunen läßt sich nicht beschreiben, als man von Seiten der Familie ihn geradezu auslachte, ihn frug, ob er toll geworden wäre? Man führte ihm zu Gemüthe, daß er einer der Ersten im Lande, daß er Ansprüche auf die erste Parthie zu machen hätte, daß seine Verbindung mit einem andern fürstlichen Hause, den Glanz des seinigen erheben, und einen Einfluß ihm geben würde, der ihn dem Throne sehr nahe brächte.

Dem Fürsten waren das böhmische Dörfer. „Ich will glüklich leben, und nicht groß," sagte er. „Wenn ich einmal ausgelebt habe, so würde ich mich

wohl sehr ärgern, meine schönste Zeit verschleudert zu haben. Eine Gattin, die ich liebe, macht mein Glük, nicht eine, die dem Stolze schmeichelt."

Man war äusserst betreten, ihn so reden zu hören, man wandte noch mehrere Gründe an, und wie man sahe, daß sie nicht helfen wollten, schwieg man. Allein man untergrub. Der Fürst hatte sich zu früh entdekt, als daß man nicht Minen legen konnte, um das Gebäude seiner Glükseligkeit in die Luft zu sprengen.

Er blieb unbesorgt, bis er mit dem Monarchen darüber redete. Hier war man aber schon zuvorgekommen, und so fein, daß er nicht die ganze Anlage merken konnte. Der Monarch liebte den jungen feurigen Mann. Es war sein Wille gar nicht, ihn vor den Kopf zu stoßen, allein es war sein Wille, ihn nicht unglüklich zu wissen. Er machte zum Vortrage des jungen Fürsten eine bedenkliche Mine. „Ich bin Niemanden gern in seinen Wünschen hinderlich, aber sie müssen sich auch auf Gründe zum Glük stüzen. Ob die Ihrigen von der Art sind, weiß ich nicht recht. Ueberlegen Sie sichs noch. Machen Sie sich einmal alle Einwürfe, die Sie sich darüber sagen können, und das Resultat derselben lassen Sie mich wissen, nicht als ihren Monarchen wissen, als Ihren Freund, als Ihren Rathgeber. Ein solcher Mann ist Ihnen hier nöthig, und ich will es aufrichtig sein."

Der Fürst sahe die abschlägige Antwort hinter dieser Einkleidung sehr gut liegen. Er hatte nun kein Mittel mehr, als um seinen Abschied so lange anzusuchen, bis er ihn erhielte, auf seine Güter zu gehen, und nun zu thun was ihm beliebte. Daß ihm hier Schwierigkeiten in Menge gemacht werden, daß man die Sache Jahre lang hinzerren würde, sahe er auch wohl voraus, und so wollte er erst ein andres Mittel versuchen, von dem er sich mehr und schnellere Wirkung versprach. Er wollte Ottilien in die Residenz kommen lassen, wollte das in der sichern Hoffnung thun, daß man sie eben so liebenswürdig finden würde, wie er, wollte Hof und Familie aufmerksam auf sie machen, und zuwege bringen, daß man sie bewunderte, und dem Tadel seiner Wahl entsagte.

Er entdekte es Ottilien, die, um ihn zu sehen und um sich zu haben, seinem Wunsche sich nicht widersezte, aber sich wenig von dem versprach, was er erwartete.

Sie ließ nicht so bald in ihrem Wohnorte etwas merken, daß sie ihn verlassen würde, als schon die Familie des Fürsten Wind davon hatte, und nun in allen großen Zirkeln eine Schilderung von ihrer Lebensart umherstreuen ließ, die nicht allein sie in aller Augen verächtlich machte, sondern ihr auch diese Zirkel gänzlich verschloß.

Zu gleicher Zeit lag man dem Monarchen an, den Fürsten zu entfernen, und dieser trug ihm

ein Geschäft auf, wozu eine weite Reise erfordert wurde.

Er wagte es, bei Seiner Majestät um seinen Abschied anzuhalten. Der Monarch erwiederte, er verlöre ihn ungern, er wolle aber mit Gewalt Niemanden zum Dienst zwingen. Von diesem Geschäfte könne er ihn nicht frei machen, wenn es aber geendet wäre, so solle er seinen Abschied erhalten; doch gebe ihm der Monarch noch bis zu seiner Zurükkunft Bedenkzeit: denn in der Karriere, in welcher er sich befände, würde es ihm niemand als vernünftig auslegen, wenn er den Dienst verließe.

Der Fürst war leichtsinnig genug, sich für geborgen zu halten. Er reisete ab, und schrieb einige Minuten vorher der schönen Ottilie, sie möchte ihre Reise aufschieben, bis er zurükgekehrt wäre. Diesen Brief erhielt sie aber nicht mehr, denn sie war schon auf dem Wege.

Sie wunderte sich nicht wenig, ihn nicht zu treffen, wie sie anlangte. Sie erfuhr die Art, wie er entfernt worden, und zweifelte keinen Augenblik an der Ursache und Absicht.

Aber ihre Verwunderung ward größer, wie sie sich in die Zirkel mischen wollte, die nach ihrem Stande ihre Gesellschaft ausmachten, und sie die Thüren für sich verschlossen fand.

Ihre Verwunderung gieng in Wehmuth über,

und der Rath, den ihr Herz ihr gab, und den sie auch befolgte, war der, die Ankunft ihres Fürsten in der Stille zu erwarten.

Ihre Schönheit hatte Aufsehen gemacht. Die Familie des Fürsten benuzte dieses noch häßlicher. Es wurde verschiedenen Herren der ersten Klasse des Hofes weißgemacht, Ottilie, die nicht sehr mit Glüksgütern versehen wäre, bediene sich ihrer Schönheit, um diesem Mangel abzuhelfen. Man fuhr vor, ließ sich melden, wurde freilich abgewiesen, allein es hieß doch nun, sie nähme Visiten an. Man ließ sich nicht gleich abschreken, schikte Geschenke, die freilich zurükgewiesen wurden, davon aber wußte die Welt nichts. Es wurden endlich förmliche Anträge gemacht, und da Ottilie gar keine Ruhe mehr hatte, hingegen einige Beweise wider die Familie in Händen, so wählte sie den Weg, sich an die Gemahlin des Monarchen zu wenden, die eine Dame von entschiedenem Karakter war. Sie erlangte wirklich Audienz, und das verschafte ihr wenigstens Ruhe. Es wurde ihr auch nicht schwer, die Majestät von ihrer Unschuld zu überzeugen, und sie nahm sie völlig in ihren Schuz.

Der Fürst kam zurük, hörte mit Erstaunen, wie man seiner Ottilie mitgespielt, und dankte der hohen Wohlthäterin fußfälligst, daß sie sich der Verlaßnen angenommen.

Man lebte jezt in der besten Hofnung, daß al-

les gut gehen würde, selbst Ottilie verlor ein wenig von ihrer Schwermuth, doch ganz konnte sie sich noch nicht entfernen. Der Monarch blieb freilich auf der Familie Seite, aber seine Gemahlin unterstüzte das Gesuch der Liebenden sehr. Sie wandte alles an, die Beschuldigungen, die man auf Ottilien zu bringen suchte, umzustoßen, und zu vernichten, und es gelang ihr. Alles wurde widerlegt. Ottilie kam in alle die Zirkel, die ihr vorher verschlossen gewesen waren. Sie wurde geschäzt, geliebt, und jedermann billigte nun des Fürsten Wahl. Dem Monarchen wurde von Seiten seiner Gattin zugesezt, das Bündniß zu bestätigen. Er sagte selbst der Familie, er würde sich nicht länger weigern können, und diese fieng schon halb an zu verzweifeln, als sie auf einmal auf einen Umstand fielen, der ihren Zwek befördern konnte.

Bei den vielen Untersuchungen, die sie Ottiliens wegen angestellt, hatte jemand, gegen den der Fürst etwas zu offenherzig gewesen war, des Kontrakts Erwähnung gethan, den der Fürst und der verstorbene Gemahl Ottiliens miteinander verabredet. Diesem schrieb man, ob er die Sache gegen ein gutes Douceur geständig sein wolle, und verrätherisch gegen seinen Freund willigte er darein.

Nun machten sie in der Stille eine Klage anhängig, daß Ottilie sich beim Leben ihres Mannes eines Verbrechens schuldig gemacht, und sich einem

Andern zugesagt, ließen im Allgemeinen über den Fall entscheiden, und wußten ein Urtheil herauszubringen, daß dieses Versprechen so gut wie Ehebruch sei, und daß, es sei nun etwas geschehen, oder nicht, schlechterdings keine Heirath unter den beiden damals versprochenen Personen Statt finden könnte.

Dies wurde dem Monarchen vorgelegt, er ließ den Fürsten rufen, zeigte ihm das, und frug, ob sie beide sich getraueten, eidlich zu erhärten, daß dergleichen nicht vorgefallen. Der Fürst stuzte, und zeigte dem Monarchen die Unbilligkeit dieses Urtheils.

„Ja," erwiederte dieser, „über meine Geseze vermag ich nicht zu gehen. Was sie mitbringen, Fürst, das muß geschehen. Vertheidigen Sie sich darüber, und Sie haben morgen meine Einwilligung. Können Sie es nicht, so brechen Sie den Handel so schnell wie möglich ab. Die erste Hofdame meiner Gattin ist Ihres Standes, ist reich und schön. Ich wünschte, Sie wählten diese. Ihren Abschied kann ich, wenn Sie sich weigern, bis nach ausgemachter Sache auf keine Art zugestehen."

Der Fürst hinterbrachte mit traurigen Bliken der armen Ottilie diese Nachricht.

„Sagt ichs nicht," waren ihre Worte, „daß im Hinterhalte unsers Glüks eine Schlange laure, die ihren giftigen Stich bereit hielte? Also ists vorbei. Unsre Luftschlösser sind dahin." Der Fürst suchte

ihr zuzureden, schwor ihr, er würde nie von ihr lassen, betheuerte, wenn man ihm auch wehren sollte sie zu heirathen, würde er doch nie eine Andre lieben, nie einer Andern seine Hand geben.

Ottilie konnte nur weinen. Als aber die Familie die Sache hämisch zu treiben anfieng; als man die Gewißheit ihr meldete, sie könne nie des Fürsten werden; als man ihr den Willen des Monarchen berichtete, den Fürsten zu verstoßen und zu verweißen, wenn er die andere Partie nicht machte; als man ihr sagte, sie würde ihm nicht folgen können, weil es im Prozeß von ihrer Seite wohl zum Arrest kommen könnte, da sie noch nicht geschieden gewesen wäre; da erwachte Ottiliens Stolz und ihr ganzer Heldenmuth.

„Eines Unglük," sagte sie, „kann die ganze schrekliche Sache endigen, und das soll das meinige sein. Der Fürst ist jung, und die Jugend ist leichtsinnig. Er wird anfangs wüten, dann wird sein Schmerz sich legen, und er wird glüklich sein. Lebe ich, so ist er auf jeden Fall unglüklich. Freuden mit ihm zu geniessen, kann mir nicht mehr bestimmt sein. Warum soll ich sie ihn nicht ohne mich genießen lassen? Ich habe länger in der Welt gelebt, und meine Zeit ist aus. Seine Laufbahn geht erst an."

Sie dachte wirklich sehr ernstlich über ihre Lage und den Schritt nach, den sie jezt thun wollte. „Giebts denn einen andern Weg, mich von ihm

zu trennen, als den Tod? Giebt's einen, so will ich ihn gern wählen, will sogar, so schwer es mir werden müßte, den Gedanken tragen, ewig an ihn zu denken, ohne ihn zu besizen, die Last tragen zu leben ohne ihn. Aber wollte ich auch in den entferntesten Winkel mich verkriechen, so würde er mich doch finden, würde nicht ruhen mich aufzusuchen, wüßte er mich nicht gewiß todt. Nein, mir steht nichts bevor, als sterben.

„Und dann — was brauche ich, die ich unschuldig bin, mich richten zu lassen, von hämischen Richtern, die meinen Untergang suchen und wollen? Warum soll ich mich den Verläumdungen der Menschen preisgeben? Ist etwas für mich zu hoffen, da die Monarchin selbst mich nicht retten kann?

„Weg mit dir, Ottilie! Weg aus einer Welt, wo du von gar zu vielen Bedrükungen zu Boden geworfen würdest. Fort zu meinem Freunde. O Liebe! Liebe! wie viel hast du der Dornen mehr, als die Freundschaft!"

Entschlossenheit hatte Ottilie schon bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt. So wie sie also einmal fest war, vermochte nichts den Vorsaz zu hemmen.

Mittel, sich aus dem Wege zu räumen, hatte sie bei dieser schwärmerischen Denkungsart immer bei der Hand gehabt.

Eines Abends, als beide in abwechselnder Trauer und Freude, je nachdem Augenblike ihre jezige

Lage ihnen entweder vorstellten, oder sie solche vergessen ließen, zusammen fühlten, sagte Ottilie zum Fürsten: „Wir werden bald ausgelitten haben, mein Theurer. Ich ahnde es. Das Ziel meiner Tage ist kurz. Du wirst mich überleben, und im ewigen Andenken gewiß mich lieben. Versprich mir aber, daß, wenn ich sterbe, du meinen Tod nicht an den Deinigen rächen willst. Versprich mir, daß du deinem Glüke nicht hinderlich sein, nicht dich aus der Karriere begeben willst, in welcher du lebst, daß du die heirathen willst, die der Monarch dir bestimmt. Du weißt zu gut, daß diese Zeremonie und unsre Liebe sehr verschieden sind.

Der Fürst widersezte sich anfangs heftig, sagte, es wären Chimären. Sie ließ nicht mit Zudringen nach, bis er ihr sein Wort gegeben.

Am frühen Morgen drauf wurde er gewekt, weil Ottilie krank sei. Er erschrak, eilte zu ihr. „Eine heftige Kolik" — „O ich errathe alles. Unglükliche! warum hast du mir das gethan?" Er wollte nach Hülfe eilen.

„Es ist zu spät," sagte sie. „Und wolltest du die noch beschimpfen, die dir bis im Tode treu blieb? Laß das Geheimniß der Liebe ewig ein Geheimniß bleiben. Schwöre mir alles zu erfüllen, warum ich dich bat."

Der betäubte Fürst willigte in alles. Es vergieng ein Jahr, ehe er sich fassen konnte, hernach befolgte er jeden ihrer Wünsche.

Beispielloser Selbstmord eines Hundes.

In der Grafschaft Mannsfeld lebte ein Schäfer, dem man vielerlei Untugenden zur Last legte. Aeusserster Grad von Geiz und Unbarmherzigkeit ohne Grenzen waren unter diesen Fehlern die bekanntesten.

Bei alle dem war er unter den Schäfern ein Genie, und hatte es, außer andern Künsten, die hier nicht zur Sache gehören, zu einer ganz besondern Fertigkeit gebracht, Hunde für die Heerden abzurichten. Bei zwei Hunden, die er zugestuzt, konnte jeder Schäfer sich ruhig in einen Schläfer verwandeln, oder anderer Arbeit nachgehen.

Das leztere that er, weil er dadurch doppelten Gewinn hatte. Auch diese Begierde zum Fleiß würde ihm von niemanden übel ausgelegt worden sein, wenn sie nicht so oft mit niedrig geizigen Zügen harmonirt hätte. Seine Hunde wurden ihm nach gelernter Sache theuer bezahlt, und er bekam 12 bis 13 Thlr. für einen.

Er selbst hatte sich deren ein paar erzogen, die an Geschiklichkeit alle andern übertrafen, und von vielen verständigen Menschen verständige Hunde genannt wurden. Sicher auf ihre Aufmerksamkeit arbeitete er jedesmal unter den Schnittern oder Pflanzern der Gegend, wo er zu hüten hatte, und noch nie hatte er einen unangenehmen

Zufall durch diese treuen Gefährten seiner Heerde erlebt. Sie trieben sie die Striche, die er ihnen anwies, auf und ab, und machten das gewöhnlich so, daß er die Heerde in den Augen behielt.

Einstens aber war die Hut auf einer Anhöhe, deren Spize ihm, der in der einen Vertiefung arbeitete, die andern verbarg. Es dauerte so ausserordentlich lange, ehe seine Hunde mit der Heerde zurükkamen, daß er zulezt aufmerksam wurde, und sich entschloß, selbst nachzusehen.

Er fand seine Heerde stillstehend, und auf die Hunde blikend. Die Hunde sahen ebenfalls unverwandt die Heerde an, jedoch mit so furchtsamer Attitude, daß man auf einen besondern Vorfall hätte schließen müssen, wenn auch nicht ein todtes Schaf in einem Kornfelde neben den Hunden gelegen hätte.

Wären die Hunde nun in dem Fall gewesen, sich dem Schäfer verständlich machen zu können, so würde ohnstreitig auf des Schäfers: Was Teufel ist das? folgende Erzählung erfolgt sein.

„Bester Herr! dieses Schaf übertrat unsre von dir erhaltnen, und ihm wie der ganzen Heerde mitgetheilten Befehle, und erdreistete sich troz unserm Widersprechen und Zurechtweisen in seinem Frevel fortzufahren, und von der verbotenen Frucht zu naschen. Hierüber geriethen wir, denn wer ist ohne Leidenschaft? — in Eifer und wollten es thätlich strafen, da gute Worte und Schelten

nichts fruchteten. Die Strafe fiel unglüklicher Weise zu hart aus, und das Schaf wurde ein Opfer derselben. Wir könnten uns mit dem Beispiel manches Ministers entschuldigen, denen das öfters vorzufallen pflegen soll. Allein wir wollen lieber deinen ganzen Zorn tragen, und Gnade vor Recht von dir uns erbitten. Du siehst aus unsern scheuen Bliken unsre Reue. Wir getraueten uns dir nicht zu nähern, und du siehst, wie erschroken selbst die Heerde über den Zufall da steht."

So hätten die Hunde gesprochen, denn das konnte man sich bei dem Anblik abstrahiren.

Allein der eigennüzige Schäfer sahe in diesem Augenblike weder die treugeleisteten Dienste seiner Hunde, noch die Vortheile, die sie ihm noch bringen würden, sondern sein gieriger Blik sahe nur in dem todten Schafe seinen Verlust. Voll Wuth ergriff er einen Prügel, und schlug unbarmherzig auf die Hunde, besonders auf den los, der auf der Seite gehütet, und also gewiß der erste Angreifer war. Diese Exekution an seinen zwei besten Freunden, sollte sie unter Menschen nicht auch Aehnlichkeiten gefunden haben? — — Der am meisten gemißhandelte Hund hinkte nun, denn gehen konnte er nicht, von dem Schäfer weg, immer über den Berg hinüber, bei den übrigen Arbeitern vorbei. Dies war dem Schäfer

etwas Ungewohntes, und auf einmal fiel ihm ein, er könnte wohl gar fortlaufen. Da es nun sein bester Hund war, und er diesen Verlust noch weit weniger als jenen hätte verschmerzen können, so that aufs neue der Eigennuz der Wuth Einhalt, er lief hinterher, und suchte den Hund durch Lokungen und liebkosende Worte zum Umkehren zu bewegen.

Allein der Hund lief, ohne sich unterbrechen zu lassen, auf einen Teich los, wo er durch den Morast gerade ins Wasser badete. Trostlos stand der Schäfer am Teich, und rief und flehete. Der Hund sahe sich vielmal nach ihm um, und winselte; Auf einmal stekte er den Kopf unter das Wasser, und ersäufte sich.

Alle angewandte Mühe ihn zu retten, war umsonst. Die Arbeitsgehülfen des Schäfers, deren einer selbst mir diese Geschichte erzählt, machten ihm noch dazu die bittersten Vorwürfe, daß er einem Thiere so grausam begegnen können, das ihn nie vorher beleidigt, sondern dem er so viel zu danken hätte.

* * *

Ich habe diese Geschichte weder angeführt, um irgend etwas damit zu beweisen, noch um Lachen zu erweken. Ihre Sonderbarkeit mag

ihr den Plaz vertheidigen, den sie hier hat, und die Herren Kritiker mögen immer nicht böse sein, daß einmal ein unvernünftiges, wenigstens dem Vorurtheile nach unvernünftiges Wesen, unter Vernünftigen, die es dem Vorurtheile nach nicht sind, einen Plaz einnimmt.

Inhalt.

Louise Steinbach, Selbstmürderin um übereilter Ehe willen. 5

Tilly und Tonart, zwei Freunde; der eine Selbstmörder aus Gefühl der Unterdrükung. 36

Martin Ehrwärter, unschuldiger Vatermörder, Selbstmörder aus Verzweiflung. 45

Liebenwald, Selbstmörder durch jugendliche Ausschweifungen. 53

Agnese Selbstmörderin aus Mangel und Unglük. 75

Rentleben, Selbstmörder um seiner Verschwendung willen. 86

Kapitain Toriwald, Selbstmörder aus Ehrgeiz. 108

Die schöne Ottilie, Opfer der Chikane. 119

Beispielloser Selbstmord eines Hundes. 138

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst, 1752-1814

Neue Biographien der Selbstmörder

Bd.: 2

Frankfurt u. Leipzig 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 11 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279798-4
VD18 80423566-001